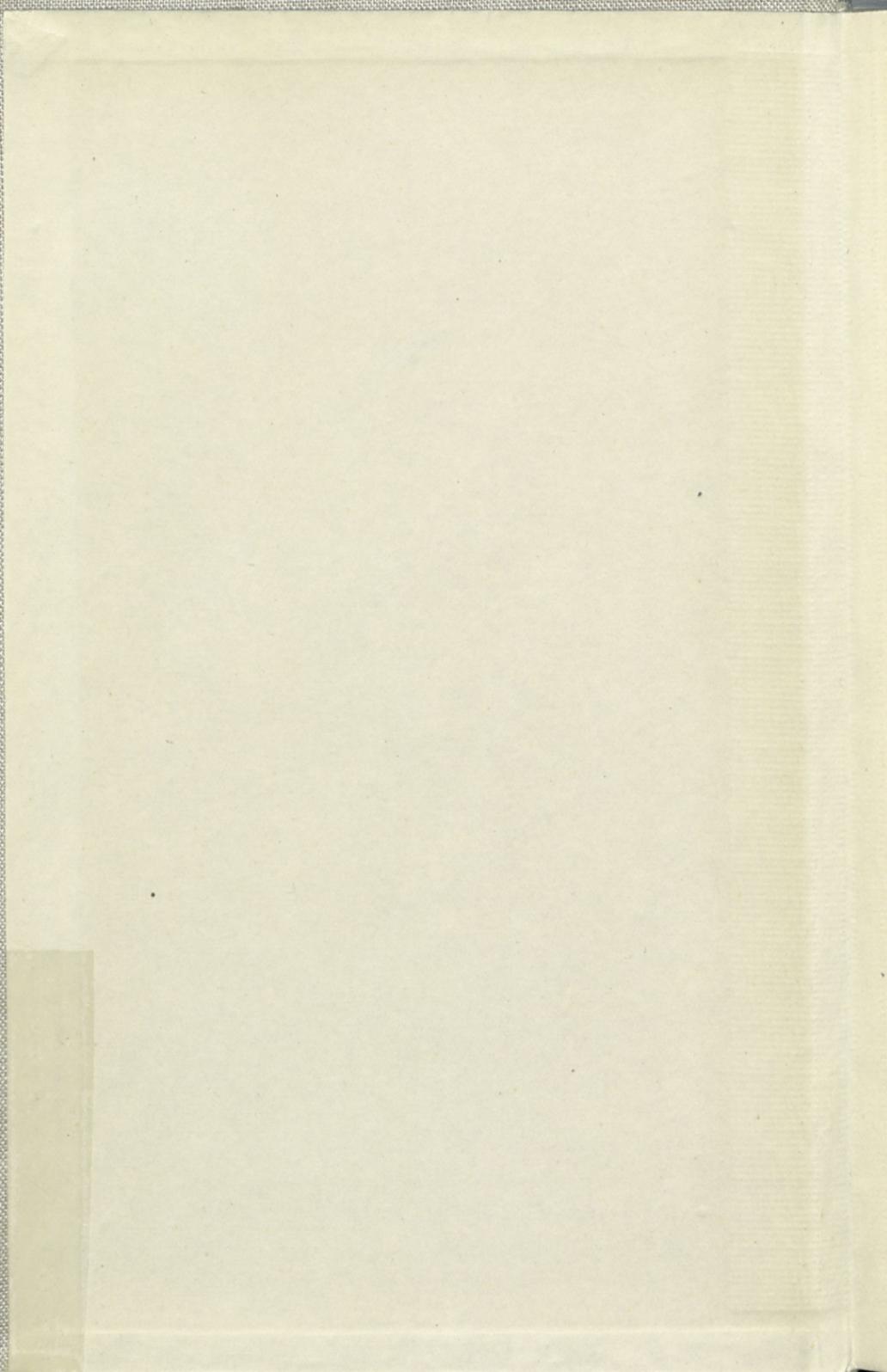


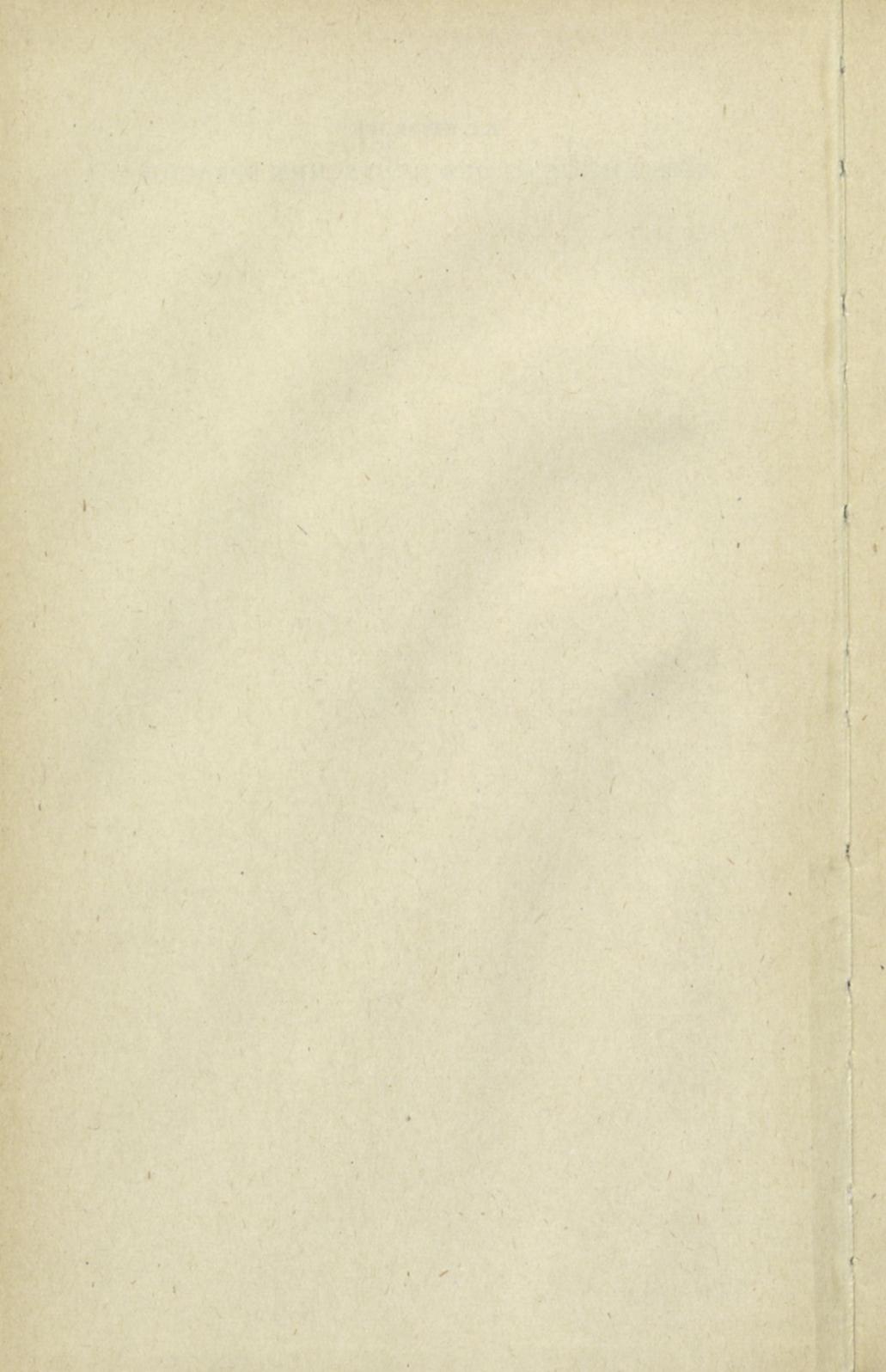
EC. WEISKOPF

Verteidigung
der
deutschen
Sprache





4. 80



F. C. WEISKOPF

VERTEIDIGUNG
DER DEUTSCHEN SPRACHE

VERSUCHE

Deutsche Akademie der Wissenschaften
zu Berlin
Institut für deutsche Sprache
und Literatur
Abt. Sprache der Gegenwart

56/298

Sb 75



AUFBAU-VERLAG BERLIN

1955

Herausgegeben
im Auftrag der Deutschen Akademie der Künste zu Berlin



INSTITUT FÜR
DEUTSCHE SPRACHE

BIBLIOTHEK

40787

M

d502

Copyright 1955 by Aufbau-Verlag, Berlin W 8
Alle Rechte vorbehalten · Printed in Germany · Lizenz-Nr. 301. 120/248/55
Ausstattung Karl Gossow
VEB Offizin Andersen Nexö in Leipzig III/18/58

FÜR GRETE

Die Sprache ist mehr als ein Werkzeug: sie ist gleichsam Behältnis und Inhalt der Literatur – wieviel freies Feld geben uns diese Worte zu übersehen, zu bearbeiten, zu nützen?

Herder

STATT EINER VORREDE

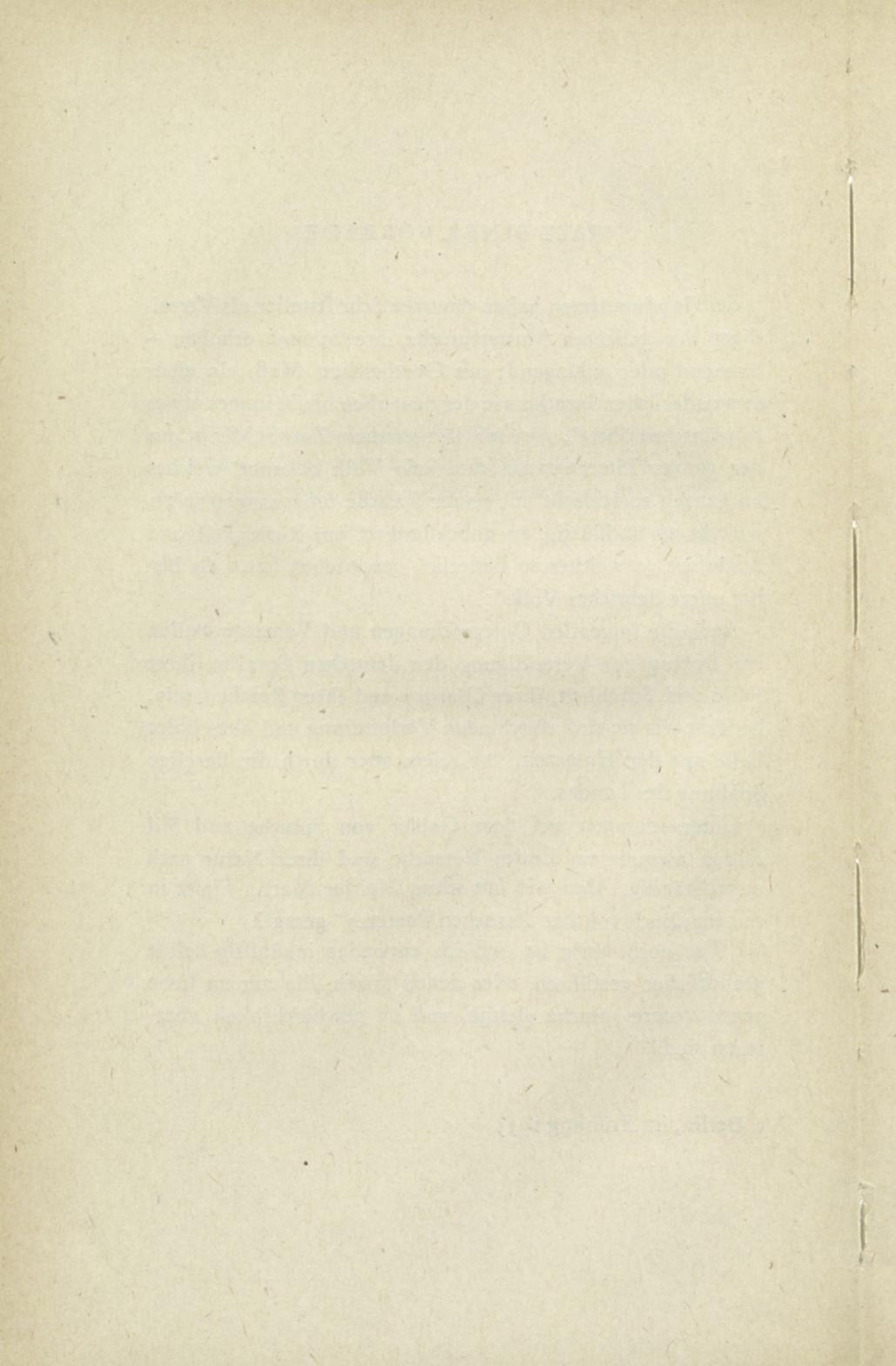
Seit Jahrhunderten haben deutsche Schriftsteller als Verteidiger der geliebten Muttersprache ihre Stimme erhoben – warnend oder anklagend; mit Goetheschem Maß: „In einer so wunderlichen Sprache wie der deutschen bleibt immer etwas zu wünschen übrig“, oder mit Bürgerschem Zorn: „Mir ist aus der ganzen Literaturgeschichte kein Volk bekannt, welches im ganzen so schlecht mit seiner Sprache umgegangen wäre, welches so nachlässig, so unbekümmert um Richtigkeit und Schönheit, ja welches so liederlich geschrieben hätte als bisher unser deutsches Volk.“

Auch die folgenden Untersuchungen und Versuche wollen ein Beitrag zur Verteidigung der deutschen Sprache, ihrer Fülle und Schönheit, ihres Glanzes und ihrer Reinheit sein, bedroht wie sie sind durch neue Verlotterung und altes übles Erbe aus der Hitlerzeit, vor allem aber durch die unselige Spaltung des Landes.

Untersuchungen auf dem Gebiet von Sprache und Stil finden niemals ein Ende; Versuche sind ihrer Natur nach unvollständig. Aber wie hat schon Meister Martin Opitz in seinem „Buch von der deutschen Poeterey“ gesagt?

„Was noch vbrig ist, wil ich entweder inkünftig selbst gründtlicher verführen, oder denen lassen, die mir an liebe gegen vnser sprache gleiche, vnd an geschicklichkeit vberlegen sind.“

Berlin, im Frühling 1955



BEMERKUNGEN ÜBER DIE VERROTTUNG
VON SPRACHE UND STIL

Jede andere Kunst verstehst du, sobald sie dir leicht wird; die des Schreibens, wenn sie dir schwer wurde.

Hebbel

Von einem Kunstwerk, das sich zum Ziel setzt, den im Innern der Tatsachen versteckten Sinn des gesellschaftlichen Lebens in seiner ganzen Bedeutung, Fülle und Klarheit darzustellen, wird eine verständliche Sprache, werden sorgfältig gewählte Worte verlangt.

Gorki

Ein Werk der Schönen Literatur kann viele Fehler und Unvollkommenheiten in seiner Anlage, in seinem Bau, in der Zeichnung seiner Figuren aufweisen und trotzdem ein gutes, ja ein ausgezeichnetes Werk sein. Aber die Geschichte der Weltliteratur kennt kein Werk von Größe und Dauer, das in einer minderwertigen Sprache geschrieben ist. Ich hörte Heinrich Mann einmal sagen: „Was für Gedanken kann man in einer ungefähren Sprache ausdrücken? Weder genaue, noch nützliche oder gar erhabene. Da nützt die beste Absicht und der schönste Plan nichts.“

Das sind, möchte man meinen, Binsenwahrheiten. Und doch . . . erschiene Ludwig Börne heute, hundertzwanzig Jahre nach der Niederschrift seiner „Bemerkungen über Sprache und Stil“, unter uns, er fände den Zustand, über den er sich damals mit den Worten entsetzte: „Woher

kommt es, daß so viele deutsche Schriftsteller so sehr schlecht schreiben?“, nicht etwa gemildert, sondern verschlimmert. Denn erstens gibt es jetzt mehr deutsche Schriftsteller, und viele schreiben noch schlechter als zu Börnes Zeit geschrieben wurde. Zweitens werden ihre Erzeugnisse in weit größeren Auflagen unters Volk gebracht. Und drittens – das wiegt wohl am schwersten – ziehen wir, die es vor allen anderen angeht, nicht mit dem Börneschen Eifer und Zorn gegen die Sprachmisere los, um ihre Wurzeln aufzudecken und auszureißen, sondern lassen es in ebenso unbegreiflicher wie sträflicher Gleichgültigkeit geschehen, daß unser Werkstoff, unser Handwerkszeug, daß das Blut unserer Kunst, daß unsere Sprache auf hundert verschiedene Arten verschmutzt und verdorben wird.

Unbegreifliche und sträfliche Gleichgültigkeit – das ist eher zu milde als zu hart geurteilt. Man zähle einmal nach, wie viele namhafte deutsche Schriftsteller sich in ihren Reden, Aufsätzen oder gar Büchern mit sprachlichen Problemen, insbesondere mit der allenthalben wuchernden Sprachverschlampung, auseinandersetzen! Die Finger einer Hand sind zuviel dafür! Man erkundige sich bei Verlagsleitern und Lektoren, wie viele erfolgreiche Autoren ihre Werke vor Neuauflagen einer Überprüfung und Bearbeitung etwa in der Weise Michail Scholochows unterziehen, der erst kürzlich wieder zwölfhundert sprachliche und stilistische Änderungen an seinem „Stillen Don“ vorgenommen hat. Mir ist kein ähnlicher Fall zu Ohren gekommen. Man sehe die im vergangenen Jahr erschienenen Buchkritiken in unseren großen Zeitschriften durch und stelle den Prozentsatz derjenigen fest, die sich, wenn auch

nur flüchtig, mit der Sprache des behandelten Werks be-
fassen. Ich bin nicht über eine unter zwölf hinausgelangt.
Und läßt es nicht tief blicken, daß die Redaktion einer
unserer größten Literaturzeitschriften bei ihrem ansonsten
sehr begrüßenswerten Versuch, einem „jungen, noch un-
erfahrenen Schriftsteller“ durch eine intensive Leserkritik
seines erst teilweise fertigen Manuskripts „zu helfen“, zwar
eine ganze Anzahl von möglichen Diskussionsthemen
nennt, aber eine Frage zu stellen vergißt: „Wie steht es um
die Sprache des Manuskripts; wie hat der Autor dieses
erste Element seines, und überhaupt jedes, literarischen
Werkes gemeistert?“

Von der gleichgültigen Duldung der Sprachverwilderung
zur tätigen Verachtung der sprachlichen Grundgesetze
ist es nicht weiter als vom Hehlen zum Stehlen. Wer aber
die Sprache verachtet, der wird – nach einem heute noch
und erst recht geltenden Wort Gottfried August Bürgers –
wieder verachtet von seinem Zeitalter und schnell verges-
sen von der Nachwelt.

Es waren Überlegungen solcher Art, die mich schon vor
Jahr und Tag veranlaßten, Fälle von Puscherei und Ver-
rottung in unserer Literatursprache zu sammeln. Wenn ich
im folgenden eine Auswahl der häufigsten und häßlichsten
Entartungen, die mir begegnet sind, vorlege, so geschieht
es, um zu warnen und zu alarmieren; um das in unserer
deutschen Schriftstellerfamilie vielfach verkümmerte oder
nicht genügend entwickelte Sprachgefühl zu stärken; um
den Sinn für Wachsamkeit und Verantwortung in sprach-
lichen und stilistischen Dingen zu schärfen und so vielleicht
den Anstoß zu einer weiteren, tiefer greifenden Unter-

suchung des Übels, zu einer allgemeinen Aussprache über den Zustand und die Entwicklungsmöglichkeiten unserer Literatursprache zu geben.

Die Beispiele, die ich anführe, sind den Werken zeitgenössischer Autoren – fast durchweg erfahrener, zum Teil berühmter – entnommen. Ich nenne keine Namen. Es geht ja nicht darum, Zensuren auszuteilen oder den einen gegen den anderen auszuspielen. Da ich mich überdies von dem Bestreben leiten ließ, besonders einprägsame Fälle von Puscherei und sprachlicher Entartung herauszugreifen, kam eine Auswahl zustande, in der so mancher arge Sünder wider die Sprache ganz fehlt oder nur einmal erscheint, während Schriftsteller, die im allgemeinen sauber, ja vorzüglich schreiben, mehrmals vorkommen, weil sie eben im Sündigen wie in ihrer Leistung mehr Eigenart, Temperament und Intensität an den Tag legen als ihre lässigeren Brüder und Schwestern. Und ich habe es bei der Wahl meiner Beispiele nun einmal mit Jean Paul gehalten, der es auch für reizvoller hält, „Sprachnachlässigkeiten . . . an Goethens neuester Prose . . . finden und fliehen zu lernen, als an einem matten Lang- und Breitschreiber“. Wenn aber unter solchen Umständen Namen genannt würden, so müßte notwendigerweise ein Bild mit völlig verzerrten Größenverhältnissen entstehen. Im übrigen habe ich mich selbst nicht ausgenommen, und so befinden sich in meiner Auswahl auch Beispiele von Sprach- und Stilentgleisungen, auf die ich bei der Umarbeitung eigener Bücher gestoßen bin.

*

Auf die anklägerische Frage nach dem Ursprung der Sprachfuscherei so vieler deutscher Schriftsteller antwortet Börne im weiteren Verlauf seiner „Bemerkungen“: „Vielleicht kommt es daher, weil sie sich keine Mühe geben . . . Man glaubt gewöhnlich, jedes Kunsttalent müsse angeboren sein. Dieses ist aber nur in beschränktem Sinne wahr, und gibt es ein Talent, das durch Fleiß ausgebildet werden kann, so ist es das des Stils. Man nehme sich nur vor, nicht alles gleich niederzuschreiben, wie es einem in den Kopf gekommen, und nicht alles gleich drucken zu lassen, wie man es niedergeschrieben.“

Hat Börnes Frage heute noch volle Gültigkeit, so hat seine Antwort sie nicht minder. Wie oft muß man doch beim Lesen eines zeitgenössischen deutschen Werkes feststellen, daß der Autor sich nicht bemüht hat, aus dem reichen Wortschatz unserer Muttersprache das jeweils am besten geeignete, weil „lebendigste, ausdrucksvollste, einfachste und genaueste Wort“ auszuwählen, wie Maxim Gorki es in seiner Schrift „Über die Literatur“ gefordert hat. Da heißt es beispielsweise in einem Roman – und nicht etwa in dem Prospekt einer Modefirma oder dem society report einer Westberliner Zeitschrift – von dem Äußeren einer jungen Frau, es sei *enorm anziehend*. Ein anderer Romanschriftsteller wiederum beschreibt einen Sommertag: *es war weder sonnig noch hell*. Aber sagen die beiden Eigenschaftswörter im Grunde nicht dasselbe aus? Gibt es einen sonnigen Tag, der nicht hell wäre? Ein dritter glaubt, eine Windsbraut näher charakterisieren zu müssen. Wie tut er das? Er nennt sie *wild* – womit nichts getan ist, denn das Wilde ist im Begriff „Windsbraut“ schon enthalten. Ein

vierter läßt, ebenso unbeschwert durch Überlegung und Beobachtung, eine Reihe von Eimern in der Milchammer *leer und lautlos trocknen*. Als ob sie voll und lärmend trocknen könnten! (Ach ja, wir wissen schon, er wollte eigentlich schreiben: „In der stillen Milchammer trockneten die leeren Eimer.“ Er wollte . . . aber wie heißt es im italienischen Sprichwort? Zwischen dem Wollen und dem Tun liegt das Meer.) Ein fünfter präsentiert uns einen Offizier, der seine Umgebung durch *immerzu wechselnde Uniformen* überrascht. Überraschung ist in der Tat am Platz angesichts eines solchen menschlichen Chamäleons. Oder wollte der Verfasser nur schreiben, daß der Offizier jedesmal eine andere Uniform trug? Ein sechster braucht, um ein schlagfertiges Mädchen vorzustellen, eine umständliche und schiefe Metapher mit zwei achtlos nebeneinandergesetzten Adjektiven, die nur wiederholen, was schon das Verb ausdrückt: *Der Witz rutschte ihr flink, glatt über die Zunge*. Ein siebenter schließlich findet zur Kennzeichnung so grundverschiedener Gemütsbewegungen, wie es das Glück über den ersten Kuß der Geliebten, die Freude über eine neue Anstellung mit Gehaltsaufbesserung und der Spaß an einer verliebten Balgerei sind, nur die eine, gleichbleibende Floskel: *sehr, sehr froh*.

Im letzten Fall handelt es sich um einen jüngeren Berufsgenossen, und er mag in seiner Meinung, daß man nicht lange nach einem Wort zu suchen braucht, weil das erstbeste gut genug ist, durch die Lektüre seines Fachblattes gestärkt worden sein, das ihm unter anderen solche Musterexemplare wahlloser Wortwiederholungen darbietet: *Freiberuflich tätigen Kollegen steht es frei, in von Fall zu Fall*

begründeten Fällen höhere Honorare zu fordern. Sie dürfen aber das Doppelte der angegebenen Mindesthonorare nicht übersteigen. An diesen zwei Sätzen können wir übrigens – und deshalb sei mir erlaubt, etwas vorzugreifen – mehr als nur ein Sprachübel studieren. Nicht die freiberuflich tätigen Kollegen sind es natürlich, sondern ihre Forderungen, die *das Doppelte der Mindesthonorare nicht übersteigen* dürfen, weshalb der zweite Satz mit einem „diese“ anzufangen hätte. Und warum muß statt des einfachen, präzisen „können“ das gespreizte (obendrein noch eine zweite Wortwiederholung verursachende) *es steht ihnen frei*, verwendet werden? Ja, warum? Weil jedesmal, wenn die Sprache nicht die „unmittelbare Wirklichkeit des Gedankens“ (nach Marx), sondern der Gedankenlosigkeit ist; wenn sie „in der Verbindung von Sätzen“ nicht „die Ergebnisse der Denktätigkeit“ (nach Stalin), sondern die Folgen mangelnder Überlegung vor dem Niederschreiben registriert, weil dann jedesmal ein Zuviel an Worten und ein Zuwenig an Klarheit zustande kommt. Mit zwei Dritteln der oben benötigten Wortanzahl hätte sich, was gesagt werden sollte, genauer und sprachlich einwandfrei sagen lassen: „Freie Schriftsteller können ein höheres Honorar, jedoch nicht mehr als den doppelten Mindestsatz verlangen. Sie müssen solche Forderungen jeweils begründen.“

Aber zurück zu den Vergehen wider das Gebot der gründlichen Ausnützung unseres Wortschatzes bei der Wahl des jeweils erforderlichen Ausdrucks! Da gibt es neben den Achtlosen, die immer aus dem gleichen beschränkten Wortvorrat schöpfen, auch jene anderen, die sich gewählt ausdrücken möchten, aber zu faul oder zu

stolz sind, um nachzuschlagen, ob das von ihnen ausersehene Wort oder ein anderes, ähnlich klingendes das bedeutet, was sie sich vorstellen. Ihnen ergeht es dann wie dem Verfasser einer literaturgeschichtlichen Abhandlung, der bei der Charakterisierung eines schlecht gelungenen und vom eigenen Autor verworfenen Werkes *mißlich* (unangenehm) mit „mißraten“ oder „mißlungen“ verwechselt. In ähnlicher Weise strauchelt einer seiner Kollegen, wenn er von *kruden* (rohen, unverdaulichen) Gegensätzen spricht, während er natürlich „krasse“ oder „schroffe“ meint. Opfer einer Wortverwechslung ist auch der junge Erzähler, der eine *Parole immer noch unbeschadet an der Mauer* stehen läßt, wenn er von einer *unbeschädigten* sprechen will, – denn *unbeschadet* heißt soviel wie „trotz“ oder „ohne zu beeinträchtigen“. Dagegen läßt sich nur schwer erraten, was ein Erzähler im Sinne hat, der *die Sonne in schrägen, webernden Balken durch die Fenster scheinen* läßt. *Webern*, auch *webeln*, ist ein aus der Schweiz kommender mundartlicher Ausdruck und heißt soviel wie wehklagen. Auch im Norddeutschen findet sich ein „webern“, es bedeutet geschäftig hin- und herschießen. Vielleicht – ich konnte das nicht feststellen – gibt es noch eine weitere mundartliche Bedeutung, die, ins Hochdeutsche übersetzt, an dieser Stelle weniger grotesk wirkt als die beiden obenerwähnten. Aber selbst dann gehört der Erzähler auf unsere schwarze Liste, weil er ein nur wenigen Leuten bekanntes, unklares Dialektwort gebraucht und so gegen ein von allen Meistern der realistischen Prosa befolgtes Gesetz: von weit her geholte und krause Dialektausdrücke zu vermeiden und Jargon nur in der direkten Rede und sehr sparsam anzu-

wenden – verstoßen hat. Und eine Verunstaltung, nicht aber eine Bereicherung der Sprache sind so groteske Neubildungen wie *mitten im Sonnengepalle*, mit denen uns ein Vertreter avantgardistischer Literaturmethoden aus Westdeutschland beglückt.

Weniger verwirrend, aber doch unschön und unnötig, weil leicht durch ausdrucksvolle hochdeutsche Worte ersetzbar, sind die Dialektausdrücke in den folgenden, einem Roman und einer Novelle entnommenen, Proben: *A. hat Lampenfieber* und *Die Vögel schilpten in den Bäumen, und unter der Lampe kreiste tief-tönig ein dicker Brummer und schoß plötzlich mit einem flutschenden Geräusch wieder aus dem Fenster ins Freie*. Auf Ansteckung durch eine im Dialekt, besonders im Berliner, wuchernde Sprachentartung ist der jetzt häufig in unserer Schönen Literatur anzutreffende Mißbrauch der Nennform mit „zu“ zurückzuführen: *Hinter dem Ofen hatte sie eine eisenbeschlagene Trube zu stehen*. Auf Ansteckung durch das Zeitungskauderwelsch die abscheuliche Fehlanwendung des „mit“: *Er war mit der Beste seiner Klasse gewesen*, anstatt „er hatte zu den Besten seiner Klasse gehört“. Oder: *Ein höchst aktuelles Buch, das man mit seinen 600 Seiten fast in einem Zuge lesen kann*, während es richtig heißen müßte: „das man trotz seiner Länge, es zählt 600 Seiten, fast in einem Zuge lesen kann“ (weil andernfalls das beleidigte Sprachgefühl versucht ist zu fragen, ob man das Buch auch ohne die 600 Seiten lesen könne). Der Sphäre des Berufs- und Amtsjargons entstammt die Perle: *Unmöglich, erklärte der Werkdirektor, der Betrieb sei vollkommen ausgelastet*. Man frage einmal Menschen mit einigermaßen unversehrter

Sprachlogik, was sie unter „auslasten“ verstehen. Belasten? Entlasten? Überlasten? Ich habe die seltsamsten Antworten erhalten. Dasselbe gilt von einem anderen Modewort gleichen Ursprungs. *Man hat uns unter die Gutsbesitzer eingestuft*, beschwert sich jemand in einem Bauernroman. Abgesehen von der Schwierigkeit, sich einen eingestuften Bauern vorzustellen, bleibt für den schlichten Sprachverstand die Frage offen, ob der Mann nun zu den Gutsbesitzern gerechnet oder eine Stufe *unter* ihnen eingereiht wurde. Ein weiteres Jargonwort gespenstert eifrig in unserer Literatursprache umher, obwohl es im Grab der Wehrmachtsberichte eingesperrt bleiben müßte: *A. setzte sich nach dem Westen ab*. Selbst ironisch sollte man dieses Wortscheusal nur ganz selten gebrauchen.

Den schlechten Übersetzungen schlechter amerikanischer Bücher verdanken wir das Mißgewächs *einmal mehr* (*once more* – statt des deutschen „wieder einmal“). *Hiermit scheint einmal mehr bewiesen, welcher Mittel sich die Gegner der deutschen Einheit bedienen*, ereifert sich einer unserer Freunde. Hat er nicht bedacht, daß zu ihren Mitteln auch die Propaganda für eine angelsächsische Weltsprache gehört und daß ein Nebenerzeugnis dieser Propaganda und anderer Entnationalisierungsbestrebungen die Verseuchung unserer Muttersprache durch Anglizismen ist?

Aus dem Grenzgebiet zwischen Dialekt und archaischem Sprachgebrauch kommt wohl die Konstruktion von „rufen“ mit dem dritten Fall: *Sie hieß Agnes, doch rief man ihr Agi*. „Wer ruft mir?“ heißt es schließlich auch im „Faust“.

Weder dem Dialekt noch einem Jargon entsprungen, darum aber nicht weniger verwerflich, ist die Kuppelung

(besser gesagt: Verkuppelung) eines Umstandsworts mit einem Eigenschaftswort zu einer Beifügung: *A. meinte mit einem leichtbin und freundlichen Lächeln*. Und ebenso falsch ist die Verbindung des Zeitworts „stehen“ mit einem richtungweisenden Umstandswort: *Die Sonne stand mit mächtigem Gestrahl heiß binab*. Aber dieser Satz enthält auch noch einen zweiten Fehler – eine Sprachbeule. So möchte ich die Kombination von Hauptwort und blassem Zeitwort (mit Gestrahl hinabstehen) anstelle eines kräftigen Zeitworts (etwa: strahlen) nennen. Besonders häufig kommt diese Mißbildung in folgender Form vor: ein Verbum wird durch Anhängen der Endsilbe -ung zu einem, gewöhnlich recht umständlichen und steifen, Substantiv gemacht und dieses erhält nun ein Verbum ohne Saft und Kraft zugeordnet, wobei nicht selten die Behörden- und Parolensprache als Lieferant auftritt. So wird *eine Werbung durchgeführt*, anstatt daß geworben wird; so *vollzieht man die Wahl* eines Vorstands, anstatt ihn zu wählen.

Natürlich ist nicht jede Ersetzung eines Verbums durch eine Kombination von Hauptwort und Zeitwort zu verurteilen, sondern nur der Unfug eines übermäßigen und gedankenlosen Gebrauchs dieser Kombination. Jede derartige Kombination zu verfemen, wäre ein gleicher Unfug, weil dies zu einer Verarmung unserer Sprache führen, weil dann unsere Ausdrucksmittel beschnitten würden. Wenn ich zum Beispiel soeben anstatt „zu einer Verarmung führen“ hätte ein Verb setzen wollen, so wäre mir dabei der intransitive Charakter von „verarmen“ im Wege gestanden; auch hätte ich die Aussageform in den beiden Sätzen mit „weil“ nicht, wie es geschehen ist, variieren können; und schließ-

lich entspricht die Wendung „zu einer Verarmung führen“ dem Prosarhythmus des Satzes, des Absatzes, ja des ganzen Artikels. Daß es sich dabei keineswegs um ein Hirngespinnst oder eine Marotte handelt, daß vielmehr das Problem des Prosarhythmus von vielen und nicht gerade den schlechtesten Schriftstellern sehr ernst genommen wird (denken wir nur an Thomas Manns, im Glückwunsch an Bruno Walter ausgesprochene Überzeugung, daß die geheimste und stärkste Anziehungskraft einer Prosa in ihrem Rhythmus liegt), beweist unter anderem eine von Théophile Gautier überlieferte Äußerung Flauberts: „Ich bin mit der Arbeit fertig, ich habe nur noch ein Dutzend Seiten zu schreiben, aber ich habe schon alle Kadenzen meiner Sätze (j'ai toutes les chutes de mes phrases).“ Gautier fügt erläuternd hinzu: „So hat Flaubert schon die Musik von Satzausgängen, also von Sätzen, die noch nicht geschrieben sind.“ An dieser Stelle sei mir gestattet, eine kleine Klage über die Vernachlässigung der Sprachmusik – und überhaupt der Sprachschönheit – durch so viele unserer schreibenden Zeitgenossen einzuflechten. Ihnen ist die Sprache kaum mehr als ein Verständigungsmittel; man hat den Eindruck, daß sie ihre Novellen, Geschichten, Reportagen und Romane aus genormten Sätzen und Wendungen bauen, wie man Serienhäuser aus gebrauchsfertig gelieferten Wänden zusammensetzt. Man könnte ganze Seiten aus dem Buch eines dieser Schriftsteller in das Buch eines Kollegen verpflanzen, ohne daß ein Stilbruch entstünde – wie sollte der auch entstehen, wo es gewissermaßen nur einen grauen, jeder Urwüchsigkeit und Überraschung baren Einheitsmischmasch-Stil gibt! Die besten Ideen, die richtigsten Beobachtungen in solch

fade Form gebracht, bringen sich selbst um jede tiefere Wirkung. Hier wird das Problem der sprachlichen Form freilich zu weit mehr als einem Formproblem; hier rühren wir an Grundfragen der Ästhetik, an Grundfragen des künstlerischen Schaffens überhaupt.

Doch zurück zur „Sprachbeule“! In ihrer weiteren Entwicklung führt die üble Manier, kräftige Zeitwörter durch umständliche Hauptwörter mit blassen Zeitworttrabanten zu ersetzen, zur Bildung wahrer Ungetüme. Ich greife auf geratewohl drei solcher Monstren aus Beiträgen in angesehenen Zeitschriften heraus: *Zurverfügungstellung*, *Sangbarmachung* und *Instandhaltungsmaßnahmen*. Eine andere, gleich scheußliche Art von Sprachgeschwüren kommt zustande, wenn in der Weise, aber nicht mit dem Witz des griechischen Dichters Aristophanes, der solche Häufungen ihrer komischen Wirkung wegen liebte, Hauptwörter aus den Nennformen von Zeitwörtern nebst einigem Zubehör gebildet werden. Hierher gehören das *Niemalsdabeiseinkönnen* und das *Ganzinsichabgeschlossensein*, bei deren Anblick dem alten Fontane, der wohl als erster in der neueren deutschen Prosaliteratur solche Wortbildungen eingeführt hat (das *Hutabziehen* und *Geradestehenmüssen* kommt aus seiner Feder) sicher die Augen übergehen würden. Stammt doch von ihm der Ausspruch: „Ein echter Dichter sucht oft vierzehn Tage lang nach einem Wort.“

*

Es ist kaum zu glauben, wie viele Schriftsteller, auch solche von Rang, mit den Wörtchen *trotzdem*, *bis*, *rückwärts*, *hinaus*, *heraus* und *scheinbar* auf dem Kriegsfuß

stehen. Hier eine kleine Blütenlese aus einer üppigen Unkrautgarbe:

Obwohl er natürlich sehr gut weiß, daß man „trotzdem“ nicht anstelle von „obwohl“, „obgleich“, „wiewohl“, „wenngleich“, „wennschon“ als unterordnendes Bindewort, also in einem Nebensatz, verwenden darf, passiert es einem unserer Meister trotzdem: *Die seltsam außermodische klobige Art der Malerei, trotzdem sie so wenig sensationell war wie der Gegenstand, brachte manchen Kritiker auf.*

„Für den Begriff ‚bis‘ geht dem Österreicher jedes Gefühl ab. Daß ‚bis‘ nicht das Ziel, sondern den Weg bezeichnet, sieht er nicht“, heißt es in einem der sprachkritischen Essays von Karl Kraus aus den zwanziger Jahren. Seither hat, so scheint es, dieser Austriazismus weitere Verbreitung gefunden. So schreibt ein nicht aus Österreich stammender Novellist: *Sie wollten das Geschenk ihm übergeben, bis er käme.* Wogegen es richtig zu heißen hätte: sie wollten ihm das Geschenk übergeben, sobald (oder: wenn) er käme; bis dahin wollten sie warten.

Die Silbe „wärts“ deutet eine Richtung an, und deshalb wird es auch niemandem einfallen, zu sagen oder zu schreiben, er sitze vorwärts statt vorne. Aber bei „rückwärts“ und „hinten“ ist die Sache offenbar nicht ganz klar, und so findet sich in einem berühmten Theaterstück folgende Anweisung für die Regie:

Sechs Stühle stehen ganz vorn, von der Linkswand an in einer Reihe, man sieht die eventuell Draufsitzenden von rückwärts.

Den Unterschied zwischen „heraus“ und „hinaus“ zwischen „herein“ und „hinein“ ausfindig zu machen, ist nicht

schwer. Ein wenig Sprachlogik tut's. Bin ich irgendwo drinnen, so kann ich andere zu mir nur herein-, aber nicht hineinkommen sehen; ich selber kann dagegen nur hinaus-, nicht aber heraustrufen. Trotzdem lesen wir in einem sehr gut geschriebenen Roman: *Er kam in die Stube und rief zu A. heraus, sie solle nachsehen, wo B. stecke, er habe ihn herausgehen hören.*

„Scheinbar“, nur dem Scheine nach, wird fälschlicherweise für „anscheinend“, wie es scheint, gebraucht. Was für einen Schabernack die derart gefoppte Sprache ihrem Schädiger zur Vergeltung spielen kann, mag man aus folgendem Exempel ersehen.

Da wollte ein bekannter Kritiker zwei junge Schauspieler durch sein Lob fördern und – erwies ihnen einen Bärenienst, indem er schrieb: *A. und B. sind scheinbar* (also in Wirklichkeit: keine) *Hoffnungen der Bühne.* Er hatte anscheinend beim Schreiben nicht gut genug nachgedacht.

Auch der Unterschied zwischen *der selbe* und *der gleiche* ist vielen Schriftstellern unbekannt. *A. mußte seiner Freundin denselben Hut kaufen wie seiner Schwester.* Wirklich denselben? Dann hätte er ihn seiner Schwester abkaufen müssen, wogegen er den gleichen im selben Geschäft bekommen konnte.

Nicht selten ist schließlich die falsche Anwendung von *selten*. *Es gab da eine selten schöne Aussicht,* behauptet ein junger Romancier. Nimmt man ihn beim Wort, so hat er uns von einer zumeist häßlichen, nur ausnahmsweise schönen Aussicht berichtet, während er im Gegenteil eine besonders schöne im Sinne hatte.

Die Beugung des zur Satzaussage gehörenden Eigenschaftswortes ist ein Sprachlaster, das besonders durch Hitler und die Seinen, die darin schwelgten, verbreitet wurde. Es gedeiht mit Vorliebe in der Sphäre des sogenannten gehobenen Stils, der im Sprachlichen die gleiche Rolle spielt wie das gestärkte Vorhemdchen in der Garderobe unserer Großväter: er soll höhere Verhältnisse vortäuschen, rutscht aber zur ungelegenen Zeit aus dem Westenausschnitt und bringt den Träger in Verlegenheit. Im gewöhnlichen Leben würde sicher kein Mensch ausrufen: „Kind, deine Nase ist eine rote und deine Hand eine kalte!“ Aber gedruckt wird es: *Seine Aufgabe war eine ebenso schwierige wie große.*

Es gibt freilich auch eine Ausnahme von der Regel; wenn das Eigenschaftswort in der Satzaussage nämlich nicht urteilt oder feststellt, sondern Gattungsunterschiede ausdrückt, wenn es einteilt oder sortiert, kann es auch gebeugt werden: „Seine Aufgabe war in diesem Fall keine rein militärische, sondern auch eine politische und verwaltungstechnische.“

Lessing und Goethe haben, wie sie selbst bekannten, vor der Anwendung des Superlativs Scheu empfunden. Bei den meisten unserer literarischen Zeitgenossen würde man eine solche Hemmung vergeblich suchen. Im Gegenteil, unsere Literatursprache zeichnet sich durch eine Inflation von Superlativen aus, und wie jede Inflation bedeutet auch diese Verwässerung und Entwertung. Aber es wird nicht nur zuviel, es wird auch falsch gesteigert. Sowohl die Grammatik wie der Wortsinn wie auch die Sprachlogik erklären diejenigen Eigenschaftswörter für nicht steigerungsfähig,

deren Bedeutung die Vorstellung eines Mehr oder Minder ausschließt. Das hält aber einen unserer Literaturtheoretiker nicht ab, vom *seelenlosesten Militarismus* zu sprechen. Einem Kritiker wiederum genügt es nicht, von konkreten und abstrakten Begriffen zu sprechen, es müssen durchaus *abstrakteste* und *konkreteste* sein, und natürlich finden wir bei ihm auch andere Steigerungsungetüme wie *allseitigst* und *allumfassendst*. Einen gleich schlimmen Fehltritt begeht ein Romancier, der *selbst die unentwegtesten Zuschauer eines Rennens* müde werden läßt; während einem Biographen der traurige Ruhm zufällt, die *angriffigste Prosa* erfunden zu haben. Auch Mittelwörter, die Handlungen ausdrücken, werden munter gesteigert. In die Reihe dieser sprachlichen Mißgeburten gehören die *brennendste Sorge*, der *ausgesprochenste Undank* und das *vielsagendste Lächeln der Welt* – alle drei aus einem Werk herausgefischt, das laut ebenbürtiger Ankündigung des Verlags von der Kritik als *das hervorragendste* seines Autors gepriesen wird. Nach all dem wundert man sich nicht im geringsten, wenn man im Nachwort liest, dieses Buch möge die *größtmögliche* Verbreitung finden . . ., was purer Unsinn ist, denn da in Zusammensetzungen das bestimmende Wort an erster, das bestimmte an zweiter Stelle steht, heißt größtmöglich soviel wie „nach aller Größe möglich“, während natürlich „nach aller Möglichkeit groß“, oder anders ausgedrückt: möglichst groß gesagt werden sollte. Schließlich kann sich in dieser Gesellschaft auch die *verzitterndste Nuance* wenn schon nicht sehen, so doch hören lassen, nicht zuletzt wegen ihrer Herkunft: stammt sie doch aus einer Abhandlung über die Arbeitsweise eines großen Stilisten,

„der jede Periode polierte, jedes Attribut wog und überprüfte“.

*

Mehr als alle anderen Sprach- und Stilsünden enthüllen die Pfuscherien beim Satzbau das Hauptübel, das der Misere unserer Literatursprache zugrunde liegt: die Trägheit oder Oberflächlichkeit beim Durchdenken dessen, was zu Papier gebracht werden soll. Aber hat nicht schon Goethe vom Schriftsteller, der „einen klaren Stil schreiben will“, gefordert, daß „ihm zuvor klar in seiner Seele sei“? Hier erscheint vorgeahnt, was Marx über die Sprache als „tatsächliches Bewußtsein“ gesagt und was Stalin bewiesen und endgültig formuliert hat: „Die Realität des Gedankens offenbart sich in der Sprache.“ Woraus notwendigerweise folgt, daß es einerseits kein richtiges Denken ohne eine richtige Beherrschung der Sprache, andererseits keine richtige Beherrschung der Sprache ohne richtiges Denken geben kann.

Doch nicht nur die Aufgabe, jeden Satz vor dem Niederschreiben genau zu durchdenken, auch die Pflicht, ihn nach dem Niederschreiben sorgfältig durchzuarbeiten, wird vernachlässigt. Daß man einen Maschinenteil nicht nach dem Augenmaß drehen, daß man Bretter nicht nach Gutdünken zu einem Tisch zusammennageln kann, ist wohl für jedermann, nicht bloß für die unmittelbar an der Erzeugung Beteiligten, eine Selbstverständlichkeit. Aber daß in einem Literaturwerk jeder Satz so sauber wie eine Kurbelwelle oder ein Mahagonischreibtisch gearbeitet, daß insbesondere jede Periode genau ausgewogen und gegliedert werden muß, daß beim Bau eines Satzes nicht die erste, sich zu-

fällig darbietende Wortfolge verwendet werden darf, daß es vielmehr notwendig ist, alle Varianten auszuprobieren, bevor die endgültige Form festgelegt wird, das scheint noch lange nicht allen Schriftstellern, Kritikern und Verlagsredakteuren selbstverständlich zu sein. Sonst gäbe es in den Büchern, die von Schriftstellern als druckreif aus der Hand gegeben, von Verlegern in angeblich korrigiertem Zustand gedruckt und von Kritikern gelobt oder in dieser Hinsicht zumindest nicht beanstandet werden – sonst gäbe es in unserer Literatur nicht so viel syntaktischen Ausschuß.

Anstatt, wie Gorki es rät, aus dem „Rohstoff der gesprochenen Sprache“ die „von allem Zufälligen, Zeitweiligen, Unsoliden und Unlogischen gesäuberte“, von allem „parasitischen Gerümpel“ befreite und „gründlich durchgearbeitete Literatursprache“ zu schaffen, geht man bei uns allzuoft den Weg des geringsten Widerstandes. Der Rohstoff wird nicht veredelt. Man schreibt wie gesprochen, nein, wie gefaselt, geschwätzt, gestammelt wird. Aus dem Reinen ins Unreine – hätte Tucholsky gesagt.

Das beginnt mit der Auslassung von Satzteilen: *Sie liegen einander in die Küchen, was man mit Apfelschalen, Blumenkoblättern, den Resten von Brotkrumen und selbst mit dem Kaffeesatz anfangen könnte.* (Hier hat, nebenbei bemerkt, der Autor nicht nur ein „um zu fragen“ verschluckt, wie es einem mitunter bei nachlässiger Rede geschieht, er hat in gleicher Weise auch zuviel gesagt, denn es ist kaum anzunehmen, daß er Reste von Brotkrumen und nicht Krumen oder Brotreste im Sinne hatte.) Und es endet mit der Verkrümmung und Verdunkelung eines ganzen Satzes: *Sooft A. der B. begegnete, blinzelte er und*

auch sie, als könnte das andere im nächsten Augenblick nicht mehr da sein und glaubte es doch nicht.

Eine syntaktische Entgleisung anderer Art stellt die Verkürzung eines Nebensatzes durch ein – im aktiven Sinne gebrauchtes – Mittelwort der Vergangenheit dar, obwohl dieses eine passive Bedeutung hat: *Den Besuch in der Stadt verrichtet, kehrte A. wieder zu Fuß nach B. zurück*, oder *Krieg und Faschismus überstanden, schrieb er sein erstes Buch*. Diese Konstruktion ist wohl in den romanischen Sprachen gang und gäbe, verstößt aber gegen den Geist und die Grammatik des Deutschen. (Die Verwechslung von Aktiv und Passiv breitet sich überhaupt aus wie eine ansteckende Krankheit. In der Presse aber auch in der erzählenden Prosa wuchern neuerdings die *stattgefundenen Versammlungen* – als ob sie stattgefunden *wären* und nicht stattgefunden *hätten!*) Auch die Verkürzung mittels der Nennform, obwohl grammatikalisch einwandfrei, kann wie ein Fremdkörper wirken: *A., dies hören, und er griff sich ans Herz*. Wieder ist es eine Anlehnung ans Lateinische (die Wortfolge), was den Eindruck des Unnatürlichen hervorruft. „Dies hören, und A. griff sich ans Herz“ klingt nur noch eigenartig, aber nicht mehr fremd.

Von den weniger originellen, dafür massenhaft vorkommenden Satzbaufehlern seien die häufigsten angeführt:

In einer Satzverbindung wird nur ein (Hilfs-)Zeitwort verwendet, aber nicht auf die Mehrzahl der Satzgegenstände, sondern bloß auf die Einzahl des ersten von ihnen abgestimmt: *Es wurde ein wenig Musik gemacht und dann Erfrischungen aus dem Haus gebracht*. Der Autor hat diesen Schnitzer vermutlich begangen, weil er vermeiden wollte,

auf das „wurde“ im ersten Satz ein „wurden“ im zweiten folgen zu lassen. Hätte er sich etwas mehr Zeit genommen, hätte er experimentiert und umgebaut, er wäre sicher zu einer befriedigenden, etwa dieser Lösung gelangt: „Man machte ein wenig Musik, dann wurden Erfrischungen aus dem Haus gebracht.“ Der gleiche Fehler, sozusagen mit umgekehrtem Vorzeichen, steckt in folgender Satzverbindung: „*Die Wagen müssen ganz ausgeladen und der Hausrat unbewacht zurückgelassen werden.*“ Auch da hätte sich bei einigem Nachsinnen ein Ausweg gefunden, sogar in zwei Spielarten: „Jeder Wagen muß ganz ausgeladen und der Hausrat unbewacht zurückgelassen werden“ oder „Die Wagen müssen ganz ausgeladen und die Haushaltsstücke unbewacht zurückgelassen werden.“

Relativsätze, die sich auf zwei Hauptwörter von verschiedenem Geschlecht oder verschiedener Zahl beziehen, werden nur mit einem von ihnen in Übereinstimmung gebracht: *Jede Frau und jedes Kind, das sich zeigte, wurde beschossen.* Da auch die Frauen beschossen wurden, wenn sie sich zeigten, müßte es heißen: „Alle Frauen und Kinder, die sich zeigten, wurden beschossen“ oder „Auf jede Frau und jedes Kind wurde geschossen, sobald sie sich zeigten.“

Anstelle von Hauptsätzen werden Relativsätze gebildet, unechte Relativsätze, weil sie nicht eine Eigenschaft des Hauptworts angeben, zu dem sie gehören, also nicht erweiterte Beifügungen sind, sondern selbständige Aussagen enthalten. *Der Zustand seines Geschäfts machte eine Reise nach A. notwendig, die sechs Monate später wiederholt wurde.* Die Reise, von der hier die Rede ist, war vielleicht schon lange fällig. Dies könnte, als ihre Eigenschaft, in

einem echten Relativsatz ausgedrückt werden: „Der Zustand seines Geschäfts machte eine Reise nach A., die längst fällig war, notwendig.“ Daß die Reise sechs Monate später wiederholt wurde, ist eine selbstständige Aussage; also muß ein zweiter Hauptsatz gebildet werden: „Der Zustand seines Geschäfts machte eine Reise nach A. notwendig; sie wurde sechs Monate später wiederholt.“

Nebensätze werden falsch eingegliedert: es kommt zu einem Wirrwarr der Beziehungen, zu Sinnstörungen und Zweideutigkeiten. Wie menschlich allzumenschlich benehmen sich die Peitschen in diesem Satz: *Die Neger pißten in zwei hohen Strahlen in das Gras unter den Bäumen; die Peitschen baumelten, während sie pißten, gegen ihre langen schönen Schenkel . . .* nur weil der Nebensatz mit „während“ an falscher Stelle steht. Stünde er vor „die Peitschen baumelten“, wäre alles in Ordnung. *Im Spätherbst bot uns Tante A., die mit meiner Schwester in B. wohnte, weil die Damen auf Reisen gingen, ihre Wohnung an.* Wie war das nun? Wohnten Tante und Schwester in B., weil die Damen auf Reisen gingen, oder boten sie, weil sie auf Reisen gingen, ihre Wohnung an? Eine einfache Verschiebung des mit „weil“ beginnenden Nebensatzes an den Schluß des Satzgefüges beseitigt jede Unklarheit. Nicht ganz so einfach, aber auch nicht übermäßig schwierig ist die Abhilfe in einem anderen Fall schlampig geknüpfter und deshalb Verwirrung anrichtender Satzteilbeziehungen: *Er geht mit nervösen Schritten, deren ungleiche Hast seine Übermüdung verbirgt, neben einem ausgemergelten Pferd her, das einen hochbepackten Leiterwagen, müde wie sein Herr und nur rubiger als er, durch den Staub der Straße*

zieht. Zieht der Herr tatsächlich, nicht minder müde, aber unruhiger, einen Leiterwagen, wie es uns die vertrackte Satzanlage glauben machen will? Nein, er tut es mitnichten, und deshalb müßte, da eine einfache Umstellung nicht genügt, der Satz etwas anders angelegt werden. Vielleicht so: „Er geht neben einem ausgemergelten, nicht minder müden, aber viel ruhigeren Pferd her . . .“

Überhaupt muß mit dem Aberglauben Schluß gemacht werden, daß die Wortfolge im deutschen Satz keinerlei Gesetzen unterworfen, daß sie unbegrenzt veränderbar sei. Freiheit der Wortfolge bedeutet nicht Willkür! Man beachte doch, was für eine Verwirrung die willkürliche Platzierung des „nur“ in dem folgenden Satz anrichtet: *In A.s Faust-Studien scheint mir in einer zu starken Verallgemeinerung nur das Gewicht auf das Drama der Menschengattung gelegt zu sein; A. hat die besondere nationale Bedeutung von Goethes Faustgestalt nicht genügend herausgearbeitet.* So, wie der Satz jetzt dasteht, besagt er, daß A. zu wenig – nämlich nur das Gewicht, nicht noch etwas anderes – auf das Drama der Menschengattung gelegt hat, während das Gegenteil gemeint war: daß von A. das Gewicht nur auf die Deutung als Drama der Menschengattung, nicht auch auf die nationale Bedeutung gelegt wurde. Nebenbei sei vermerkt, daß der so verkrüppelte Satz auch noch an anderen Krankheiten leidet: die zwei „in“ zu Beginn hätten vermieden werden müssen, und die Wendung von dem auf ein Drama gelegten Gewicht ist ebenso unständig wie unscharf.

„Dichtung“ und „Verdichtung“ sind nicht von ungefähr aus derselben Sprachwurzel gewachsen. Alle Meister des

Stils haben von ihrer eigenen Sprache Klarheit, Genauigkeit, Konzentration auf das Wesentliche, Verzicht auf das Nebensächliche, auf bloßen Zierat gefordert. Um dieser Forderung zu genügen, sind sie mit ihren Manuskripten schonungslos ins Gericht gegangen und haben beim Umarbeiten, Kürzen, Straffen und Feilen keine Mühe gescheut. An Schiller, der selbst „nur in Wegwerfung des Zufälligen und in dem reinen Ausdruck des Notwendigen“ das Grundmerkmal des großen Stils erblickte, rühmte Goethe die Fähigkeit, radikale Streichungen vorzunehmen: „Ich sah ihn einmal . . . ein Gedicht von 22 Strophen auf 7 reduzieren, und zwar hatte das Produkt durch diese furchtbare Operation keineswegs verloren, vielmehr erhielten diese 7 Strophen noch alle guten und wirksamen Gedanken jener 22 Strophen.“ Heine konnte mit Marx „ein Gedichtchen von acht Zeilen unzählige Male durchgehen, beständig das eine oder andere Wort diskutierend und so lange arbeitend und feilend, bis alles glatt und jede Spur von Arbeit und Feile aus dem Gedicht beseitigt war“. (Nach Franz Mehrings Heinebiographie.) Und wieviel Sorgfalt, Fleiß und Selbstkritik wenden die aus der Schule Puschkins, Gogols und Gorkis hervorgegangenen russischen Schriftsteller an die stilistische Durcharbeitung ihrer Manuskripte: Ein Vergleich zwischen der ersten und der dritten Fassung einer Szene aus Alexei Tolstois Roman „Brot“ zeigt uns in anschaulicher Weise sowohl die Methode wie auch das Ergebnis dieser Bemühungen.

In der ersten Fassung lautete die Szene:

Mehr tot als lebendig, den jüngeren Knaben in den Armen, entstieg Marie Kosyrewa auf der Station Tschir dem

Eisenbahnwaggon. Hätte ihr unterwegs nicht der ältere Junge, Aljoscha, geholfen, sie wäre nicht lebendig angekommen. Als Marie die Station verließ, erblickte sie die Steppe, die kreisenden Geier, den Weg, der nach dem Dorf Tschir führte.

Viele ockergelbe und weiße Geböfte, Stroh- und Schindeldächer, Brunnenbalken, hohe buschige Bäume zogen sich ungefähr drei Werst lang am Don dahin.

Helligkeit, Bläue, kein Wölkchen. Marie wurde schwindlig, sie setzte sich ins Gras, hielt Mischkas Kopf im Schoß. Sein Kopf hing kraftlos hinunter, so abgemagert und durchsichtig war er. Der Zug fuhr ab. Jetzt konnte man den warmen Wind durchs Gras pfeifen und die Lerchen singen hören.

Die dritte Fassung, vom Autor für druckreif angesehen, sieht so aus:

Als Marie den Bahnhof verließ, erblickte sie die Steppe mit ihrem feuchten, warmen Frühlingsatem und die kreisenden Geier. Helligkeit, Bläue. Marie wurde schwindlig, sie setzte sich ins Gras, hielt den kleinen Mischka auf dem Schoß. Der Kopf hing ihm hinunter, so abgemagert und durchsichtig war er.

Der Zug fuhr ab. Jetzt erst konnte man hören, wie der warme Wind durchs Gras pfiff, wie die Lerchen sangen.*

Man versuche aus der endgültigen Fassung einen Satz herauszuberechnen, ohne das ganze Gefüge der Szene ins Wanken zu bringen. Man versuche aus einem der Sätze

* Die beiden Zitate sind einer Studie „A. N. Tolstois Arbeit am Wort“ von W. Schtscherbakowa entnommen; sie erschien in der Zeitschrift „Snamja“, Heft 4, Jahrgang 1951.

einen Teil zu entfernen, ohne den Sinn, ohne das Gleichgewicht des Satzes zu zerstören!

An wieviel Szenen und Sätzen in Werken zeitgenössischer deutscher Schriftsteller könnte man das gleiche Experiment mit dem gleichen Erfolg vornehmen? Ach, man gäbe sich schon mit viel weniger zufrieden! Aber wie die Dinge liegen, fragt man sich oft, ob ein Autor das, was er im wahren Sinne des Wortes aufs Papier geworfen, überhaupt noch einmal durchgelesen hat.

Nehmen wir uns beispielsweise folgenden Satz vor: *Diese Widersprüchlichkeit äußerte sich in seiner Jugendzeit in der Form von kruden Gegensätzen, die, sich gegenseitig schroff ausschließend, den Menschen A. baltlos von einem Extrem ins andere warfen.* Wieviel hätte sich bei einiger Sorgfalt kürzen, klarer ausdrücken, schöner sagen lassen! Da sind zunächst – wieder einmal – zwei „in“ knapp hintereinander. Wahrscheinlich stört eine solche Wiederholung viele Leser gar nicht, aber andere, mit einem feineren Sprachgefühl begabte, werden dabei vielleicht jenen „körperlichen Schmerz“ empfinden, den Hebbel „bei schlecht gebauten Perioden guter Schriften“ empfand (und Schriftsteller sollten, zumindest bei der Durchsicht der eigenen Manuskripte zu dieser zweiten Leserkategorie gehören). Dann kommt das falsch angewandte Fremdwort „krude“, von dem an anderer Stelle schon die Rede war. Anstatt „krude“ würde hier am besten „krasse“ oder „schroffe“ passen. Dieses Wort kommt allerdings gleich darauf vor. Unnützerweise, wie sich schon bei flüchtiger Prüfung zeigt, denn Gegensätze, insbesondere krasse, schließen einander selbstverständlich aus; täten sie es nicht, wären sie nicht Gegen-

sätze. Es ist also überflüssig, darauf hinzuweisen, noch dazu in einem plump wirkenden Schaltsatz. Schließlich warfen die Gegensätze den Menschen A. nicht etwa haltlos von einem Extrem ins andere, sondern sie verfuhrten so mit dem haltlosen A., der – hier, in der passiven Form kann das adverbial gebrauchte Eigenschaftswort ohne Gefahr verwendet werden – haltlos von ihnen herumgeworfen wurde. Und bei diesem Hin- und Herfliegen könnte die unnötige Charakterisierung A.s als „der Mensch“ ruhig verlorengehen. Gestraft und von überflüssigem Ballast befreit, ergäbe sich ein Satz von halber Länge und doppelter Klarheit: „Diese Widersprüchlichkeit äußerte sich bei dem jungen A. in der Form schroffer Gegensätze, von denen er sich haltlos aus einem Extrem ins andere werfen ließ.“

Etwas mehr Mühe, ein mehrmaliges Feilen und Drechseln hätte auch diesem Satz nichts geschadet: *Und A., die sich von ihrem Schrecken wieder erholt hatte, rannte von Gruppe zu Gruppe und freute sich über das Lob aller über ihre Frauen und freute sich glücklich über die überwundene Gefahr, die die immer so gering eingeschätzten Weibsleute wirklich so mutig gebändigt hatten.* Hier wimmelt es zuvörderst von Wiederholungen: „über“ kommt in einem Satzteil nicht weniger als viermal vor! Das Eigenschaftswort „glücklich“ verleiht dem Zeitwort „sich freuen“ weder Farbe, noch Eigenart, noch Intensität, ist also entbehrlich. Sehr häßlich wirkt die Aneinanderreihung des bezüglichen Fürworts „die“ und des gleichlautenden weiblichen Artikels: „die die“. Endlich gilt die Freude nicht der Gefahr, die überwunden wurde, sondern der Überwindung. Durchgearbeitet und gesäubert könnte die Stelle zum Beispiel lau-

ten: „A. hatte sich von ihrem Schreck erholt; voller Glück über die Bändigung der Gefahr, rannte sie von Gruppe zu Gruppe und freute sich kindlich über das Lob, das ihren bisher immer gering eingeschätzten Frauen, die sich nun so mutig gezeigt hatten, von allen gespendet wurde.“

Darf man bei den beiden oben angeführten Beispielen noch annehmen, daß die Autoren wenigstens versucht haben, Sätze zu bauen, so kann von einem *Satzbau* bei dem folgenden Wörterbrei mit dreimal hintereinander vorkommenden „als“ und völligem Zeitendurcheinander nicht mehr die Rede sein: *Die Probefahrt verlief so reibungslos, so ungeabnt glatt, daß manche, als es auf die Mitte des Stücks zugeht, es geradezu als eine Erleichterung empfinden, als eine Stockung eintritt.* Freilich haben wir hier eine Probe aus einem Roman von mehreren hundert Seiten vor uns, zu dessen Verfertigung der Verfasser nicht einmal ein ganzes Jahr benötigte!

Nicht nur Menschen, auch Sätze leiden an der Elefantenkrankheit, die letzteren häufiger als die ersteren. In einem von dieser Krankheit befallenen Satz, einem Schachtelsatz, verirrt und verfitzt sich der Leser in kunterbunt durcheinandergeschlungenen Aussagen und weiß am Ende nicht mehr, zu welchem Zweck er die Wanderung durch das Wortgestrüpp angetreten hat. Die beiden nachfolgenden Fälle sind ein und demselben Aufsatz von nur wenigen Seiten entnommen:

Aber sie (die älteren und bereits erfahrenen Schriftsteller) sind nicht nur die berufensten Kündler der Geschichte der jüngsten Vergangenheit, sondern auch imstande und verpflichtet, mit ihrem handwerklichen Können,

ibrer künstlerischen Meisterschaft den jungen Schriftstellern ein Beispiel dafür zu geben, wie man Erlebnis und Erkenntnis in künstlerische Aussage umsetzt, wie man, gleich weit entfernt von der bloß naturalistischen Wiedergabe dessen, was gewesen ist, wie von der blutlosen Abstraktion, aus der Fülle des Konkreten das typische und damit gültige Bild schafft . . . Während im allgemeinen die historische Situation in ihrer Auswirkung auf die Arbeiter gezeigt und an ihrem Denken und Handeln, also von ihnen und von innen heraus exemplifiziert wird, hat man hier den Eindruck, daß das Gerüst des geschichtlichen Hintergrunds allzu nackt in Erscheinung tritt, während die menschlichen Gestalten, die vorher so kräftig und farbig geschildert wurden, verblassen, sich nicht mehr entwickeln und zuweilen fast schemenhaft werden.

Doch auch die wohlgestaltete Schwester des formlosen Schachtelsatzes, die geprägte, trotz aller Länge und Verästelung übersichtlich gegliederte Periode kann – wenn zu kompliziert angelegt – einen Knacks bekommen, wie es unser Beispiel zeigt, das einen Meister des Periodenbaus zum Urheber hat: „*Wie gesagt, alle Achtung, A.*“, über-tönte die wuchtige Stimme des Herrn B. das allgemeine Gespräch, als das Folgmädchen, mit den nackten roten Armen, dem dicken, gestreiften Rock, unter der kleinen weißen Mütze auf dem Hinterkopf, unter Beihilfe C.s und des Mädchens der D. von oben die heiße Kräutersuppe nebst geröstetem Brot serviert hatte und man anfing behutsam zu löffeln. Was stört uns da? Vor allem wohl die unglückliche Stellung des Satzteils „unter der kleinen Mütze auf dem Hinterkopf“. Das Hauptwort (Folgmädchen), auf

das er sich bezieht, ist durch zu viele andere Beifügungen von ihm getrennt. Dadurch wird die Gliederung der Periode gestört, ihre Anschaulichkeit getrübt. Außerdem ergibt sich eine unschöne Wiederholung: zwei unmittelbar aufeinanderfolgende Satzteile fangen mit „unter“ an.

Überhaupt sollte man beim Bau von Perioden Schopenhauers Einwand beherzigen: „Durch jene langen, mit ineinandergeschachtelten Zwischensätzen bereicherten und wie gebratene Gänse mit Äpfeln ausgestopften Perioden wird eigentlich zunächst das Gedächtnis in Anspruch genommen, während vielmehr Verstand und Urteilskraft aufgerufen werden sollten, deren Tätigkeit nun aber gerade dadurch erschwert und geschwächt wird.“

*

Glanz und Größe des Stils kommen nicht von einer verschwenderischen Fülle schmückender Beiwörter, seltener Formen, schwieriger Satzkonstruktionen her. Weglassen ist wichtiger als Verzieren. Leider scheint es, als ob viele unserer Schriftsteller die Regel Winkelmanns, „im Schreiben nichts mit zwei Worten zu sagen, was mit einem geschehen kann“, absichtlich in ihr Gegenteil verkehrten.

Es war bereits in anderem Zusammenhang von dem Unfug die Rede, kräftige Zeitwörter durch eine Kombination von Hauptwörtern und blassen Zeitwörtern zu ersetzen. Statt eines blassen wird von Anhängern der verkehrten Winkelmannregel gerne ein geziertes Zeitwort gebraucht. Das *Berliner Ensemble* führt nicht etwa ein Stück auf, nein es *widmet dem Stück eine Aufführung* – was nicht nur geschwollen klingt, sondern auch widersinnig ist, denn wid-

men hat die Bedeutung von schenken, zueignen oder darbringen. (Mit gleichem Unrecht könnte man dem Kaffee das Kochen und dem Kuchen das Backen widmen.) Nach dem Rezept „Warum einfach, wenn's verwickelt zu machen ist?“ wurde auch die offenbar zu schlichte Aufforderung „Unsere Bühnen sollten das Theaterpublikum der DDR mit diesem tapferen, im Westen verfemten Stück bekannt machen!“ folgendermaßen aufgeblasen: *Es sollte unseren Bühnen ein dringliches Anliegen sein, dieses tapfere, im Westen verfemte Stück den am Theater interessierten Menschen in der DDR zu erschließen.* Als Stukkateur mit einer Vorliebe für möglichst viele und üppige Gipsornamente betätigte sich der Autor einer literarischen Reportage, die mit der Beobachtung schließen sollte, daß am Nachthimmel über einem fernen Wald der orangefarbene Schein einer Großstadt lag. Breitgewalzt und verschnörkelt sieht das so aus: *Sichtlich und unleugbar waltete, als ich mich zu später Stunde empfahl, draußen überm tief-schwarzen Waldhorizont im Nordosten der zart-feierliche, orangefarbene Abglanz einer unsichtbaren, unabsehbaren Weltstadt.* Und natürlich genügt es in einem vierten Fall nicht, zu sagen, daß man zwei ältere Bücher eines Romanautors kennen muß, um zu ermessen, wie tief er in seinem neuen Werk in die Zeitgeschichte eindringt und wie gut es ihm gelingt, die gesellschaftlichen Tatsachen in ihrer ganzen Weite und richtigen Perspektive darzustellen, so daß ein grandioses, überzeugendes Bild entsteht. I wo denn! Da wird orakelt: *Man muß sich an diese beiden Bücher erinnern, will man ermessen, aus welcher Konsequenz A in seinem neuen Roman die zeitgeschichtliche Perspektive in*

die Tiefe führt, aus welcher Konsequenz er nun die Materialien einer grandiosen gesellschaftlichen Bestandsaufnahme zur vollen Unwiderleglichkeit perspektivischen Erzählens auseinanderfaltet. Sehr im Schwange ist bei den Liebhabern einer gespreizten Ausdrucksweise auch der Mißbrauch des Verbs „besitzen“: *Diese Gegend besaß Ähnlichkeit mit einer Mondlandschaft* und *Die neue Glassorte besitzt die Eigenschaft, nicht zu splintern*. Da Dinge nichts besitzen können, sollte man richtig sagen: „Diese Gegend ähnelt . . .“ und „Die neue Glassorte splittert nicht“. Außerdem ist dies kürzer und schöner.

Eine andere Gattung von Schwulst entsteht durch die Häufung attributiver Eigenschaftswörter: *sie neigt ihm ihr bleiches, verblühtes, leidverzerrtes Gesicht zu und spricht mit erregter, beiserer Flüsterstimme auf ihn ein*. Oder: *Der edel beruhigte, gemächliche und doch mächtig dahinfließende Strom kostbarer Prosa*. Beide Male wird die Aufmerksamkeit des Lesers durch die Aufzählung von zu vielen Eigenschaften zerstreut; es kommt keine bildhafte Vorstellung zustande. Literatur aber ist, wie Gorki sagt, die Kunst der plastischen Verbildlichung mit Hilfe von Worten: „Man muß so schreiben, daß der Leser greifbar vor sich sieht, was ihm in Worten dargestellt wird.“

Schließlich sei noch die immer häufiger anzutreffende Verdoppelung gewisser Präpositionen erwähnt, die langweilt und abschwächt, anstatt zu unterstreichen und nachdrücklich zu wirken: „Auch diese Zielsetzungen müssen *aus* der konkreten historischen Situation *heraus* begriffen werden“. Oder: „Das Kind trippelte munter *mit ihm mit*.“

Andrerseits wird unsere Sprache auch durch Kürzung

und Zusammenziehung von Wörtern und Sätzen bedroht. Da haben wir die Schlagzeilentechnik, die allmählich aus der Presse auch in die Literatur eindringt: *Er hatte sich in Nahost viel herumgetrieben*. Rechtfertigt die Ersparnis von zwei Endsilben zu je zwei Buchstaben – in Nahost anstatt im Nahen Osten – eine solche Verunstaltung der Sprache? Weniger auf den Einfluß des Pressejargons als auf einen mißverstandenen (und aus der Mottenkiste expressionistischer Stilexperimente vor vierzig Jahren stammenden) Modernismus geht die Ausmerzung der Artikel zurück, die wir in den Erzeugnissen westdeutscher Jünger von Ezra Pound und E. E. Cummings finden: *Dies drehn zu neu figur* oder *unterm kopf faltet händ, schnee schmelz schulter haar*. Schließlich sei in diesem Zusammenhang eine Erscheinung erwähnt, auf die Dr. Wolfgang Martini in einem bemerkenswerten Aufsatz über „Entartete Sprache“ („Neue Deutsche Literatur“, Heft 9, 1953) hingewiesen hat. Es handelt sich um die Weglassung des Einleitungsworts „so“ oder „dann“ in Hauptsätzen, die auf konditionale Nebensätze ohne „wenn“ folgen, z. B.: *Kritisiert man ihre Fabel, fühlen sie selbst sich angegriffen*. Martini schreibt darüber unter anderem: „Der vorausgehende Nebensatz ist ein Bedingungssatz, in dem das Bindewort ‚wenn‘ weggelassen ist, wie man das im Deutschen und Englischen ohne weiteres tun darf, wenn man die Wortstellung entsprechend ändert. Infolgedessen haben Nebensatz und Hauptsatz genau dieselbe Wortstellung – ein Gleichklang, der an sich nicht schön ist. Wichtiger ist, daß man bis zum Schluß des ganzen Satzes im unklaren bleibt, ob der Hauptsatz nicht auch als Bedingungssatz aufzufassen ist. Es

könnte beispielsweise heißen: ‚Kritisiert man ihre Fabel, fühlen sie sich selbst angegriffen, so sind sie gereizt.‘ Bei Beginn des Hauptsatzes ist der Leser einen Augenblick im Zweifel, ob er ihn als zweiten Bedingungssatz auffassen soll oder als Hauptsatz. Erst wenn das Auge am Endpunkt angelangt ist, erkennt er, was gemeint ist. Diese Umschaltung sollte man dem Leser nicht zumuten; sie stört den ruhigen Verlauf des Verstehens . . . Die deutsche Sprache pflegt in ihrem Bedürfnis nach Deutlichkeit einer solchen Störung vorzubeugen, indem sie den nachfolgenden Hauptsatz mit dem Wörtchen ‚so‘ oder ‚dann‘ beginnt . . . Dieses ‚so‘ des Nachsatzes kann weder ins Griechische noch ins Lateinische, Französische, Englische, Italienische übersetzt werden. Es ist eine uralte Eigentümlichkeit des Deutschen . . . Unser größter Sprachschöpfer Luther hat im ‚Sendbrief vom Dolmetschen‘ seine Einfügung des Wortes ‚allein‘ (durch den Glauben) durch das Bedürfnis der deutschen Sprache nach Klarheit und Deutlichkeit gerechtfertigt. Im lateinischen Text der Vulgata steht nur *fide*, und nicht *sola fide*. Und niemand ist wohl so tief in den Geist der deutschen Sprache eingedrungen wie Luther. Lessing, Goethe, Schiller und alle anderen großen Meister der Sprache haben zeitlebens von ihm gelernt. Sie alle beginnen den auf einen Bedingungssatz folgenden Hauptsatz nahezu ausnahmslos mit ‚so‘, ob nun das ‚wenn‘ weggelassen wird oder nicht . . . Lessing, Goethe und Schiller verzichten auf dieses ‚so‘ selbst in den kürzesten Sätzen nicht, in denen es am ehesten weggelassen werden könnte, ohne daß die Deutlichkeit dadurch Schaden litte. Goethe: ‚Wenn man’s bei Lichte besieht, so hat jeder seine eigne

Religion . . . ' Bei längeren Sätzen genügt Lessing dieses ,so' noch nicht, um mit gebührendem Nachdruck darauf hinzuweisen, daß hier der Hauptsatz beginnt, die Schlußfolgerung gezogen wird; er setzt dann statt des vorhergehenden Kommas regelmäßig einen Doppelpunkt."

Die Erzeuger von Literaturkitsch ersetzen die plastische Darstellung durch Schablonenmalerei. Auf die Königin des Kitschromans, die selige Courths-Mahler und ihresgleichen, geht eine besonders alberne Verhöhnung unserer Literatursprache zurück: die Verwendung eines beliebigen Zeitworts in der Bedeutung von „sagen“, „antworten“, „ausrufen“ und dergleichen mehr. Unglücklicherweise ist dieses faule Erbe von uns in vielen Fällen übernommen worden.

Die Folgen sehen so aus: *„Es ist doch wohl besser“, löste sich der Kleinhändler vom Fenster.*

Oder auch so: *„Ich werde dem Schmutzfink das Mädchel aus den Armen wegschnappen“, kippte er den Schnaps. „Sie müßte ja völlig verrückt sein“, stieß es ihm auf, „wenn sie ihm nicht den Laufpaß gibt.“*

Oder – auf die Spitze getrieben, aber durchaus nicht einmalig – so: *„Du brichst dir mit den Hals dabei!“ schwitzt A.*

Die etwas Derartige zu schreiben imstande sind, haben augenscheinlich verlernt, mit ihren Worten eine bildhafte Vorstellung zu verbinden. Oder sind sie, im Gegenteil, mit einer so kühnen dichterischen Phantasie begabt, daß sie sich ohne weiteres vorstellen können, wie man „Du brichst dir mit den Hals dabei!“ schwitzt? Ich weiß, sie werden zu ihrer Verteidigung anführen, es gehe ihnen nur darum, den verhältnismäßig engen Kreis der Zeitwörter, die

„sprechen“ bedeuten, weiter zu spannen, um allzu häufige Wiederholungen zu vermeiden. Nichts leichter als das! Man braucht bloß statt der Inversion die gewöhnliche Wortfolge zu setzen – und die Lösung ist gefunden: „Sag du was!“ A. stößt ihn an. „Ich kann nicht.“

*

Zahllos sind die Verstöße gegen die Zeitenordnung und Zeitenfolge. Ein ansonsten auf die sorgsame Pflege des Stils eifrig bedachter Romanautor schreibt: *Er kam aus dem Abonnementskonzert der musikalischen Akademie, angenehm erregt. Er wird jetzt etwas spazierengehen, später vielleicht noch ein Glas Wein trinken. Der Lodenmantel, den er liebte, um die Schultern, die Brahms'sche Sonate noch im Ohr, die Pfeife wie stets im Munde, trottete der kräftige, hochgewachsene Mann behaglich durch den gleichmäßigen Regen der Juninacht.* Der Sprung aus der epischen Mitvergangenheit in die Zukunft und wieder zurück ist unzulässig. Aus der Vergangenheit (die wir auch treffend die vollendete Gegenwart nennen) wäre ein solcher Sprung erlaubt, ja geboten: „Er ist aus dem Konzert gekommen. Er wird jetzt spazierengehen . . .“ In unserem Fall muß der Wechsel in den Zeiten anders ausgedrückt werden, etwa durch „würde“ oder durch eine Umschreibung mit „wollte“, „beabsichtigte“, „gedachte“ und ähnliches mehr – es sei denn, man betrachtet den Satz „Er wird jetzt spazierengehen, später vielleicht noch ein Glas Wein trinken“ als etwas nachlässigen „inneren Monolog“.

Bei weitem willkürlicher geht ein anderer mit den Zeiten um; in drei kurzen Sätzen wirbeln Gegenwart, Mitver-

gangenheit, Vorvergangenheit und Vergangenheit durcheinander: *A. blieb stumm. Sie sinnt nach. War ihr nicht schon einmal etwas Ähnliches widerfahren, und hat sie nicht schon einmal dieses seltsame Gefühl gehabt?*

Nirgendwo aber herrscht so viel Verwirrung wie im Bereich des Konjunktivs (dessen deutsche Bezeichnung – Möglichkeitsform – an sich schon zu Mißdeutungen verleitet). Nun ist der Konjunktiv zugeständenermaßen eine verwickelte Angelegenheit, erstens deshalb, weil wir im Deutschen keine starre Vorschrift, keine lateinische *consecutio temporum* haben, nach welcher die Zeiten in Haupt- und Nebensatz übereinstimmen müssen; und zweitens, weil sich die Gegenwartsformen von Konjunktiv und Indikativ (das Hilfszeitwort „sein“ ausgenommen) nur in der zweiten und dritten Einzahlperson voneinander unterscheiden, ansonsten aber übereinstimmen. Um trotzdem eine Unterscheidung herbeizuführen, setzte die Volkssprache anstelle der unerkennbaren Gegenwartsformen die Mitvergangenheitsformen des Konjunktivs – und die Schriftsprache machte es ihr nach. Was lag näher, als auch in den unterscheidbaren Fällen den Konjunktiv der Mitvergangenheit für den der Gegenwart zu verwenden? Das erklärt die Regellosigkeit in der Anwendung des Konjunktivs, namentlich das Eindringen der Mitvergangenheitsformen auch in jene Gebiete, die dem Konjunktiv der Gegenwart vorbehalten bleiben sollten. Es sind dies die indirekte Rede und der feststellende oder erklärende Nebensatz (während im bedingt gedachten oder einen Zweifel ausdrückenden die Mitvergangenheitsform zu stehen hat). Deshalb sollte in dem Satz: *A. erklärte, daß er seine Braut,*

obwohl sie ihm untreu wäre, nicht weiter zur Rechenschaft gezogen hätte, wenn sie ihm nicht frech gekommen wäre... das erste „wäre“ durch ein „sei“ ersetzt werden, weil es sich um eine tatsächliche Aussage handelt, die auch von A. nicht bezweifelt wird. Dagegen ist das zweite „wäre“ richtig, denn hier handelt es sich um einen schon durch das „wenn“ deutlich gekennzeichneten Bedingungssatz. Ähnlich steht es mit: *Der Wirt meinte darauf, das Ding liefse seinen gewohnten Lauf.* „Liefse“ statt „laufe“ wäre nur angebracht, wenn der Wirt etwa hinzufügte: „wären die Zeiten nicht so unruhig...“

Aber selbst wenn man der Ansicht ist, es sei erlaubt, in feststellenden und aussagenden Konjunktivsätzen die Mitvergangenheitsform zu gebrauchen (in welchem Falle es in diesem Satze „es wäre erlaubt“ heißen könnte), darf man nicht innerhalb eines Satzes oder Absatzes nach Gutdünken von einer Form zur anderen übergehen. Doch gerade das geschieht immer wieder. Dabei bin ich sicher, daß der Autor des nachfolgenden Romanabsatzes, ein Mann von entwickeltem Sprach- und Stilgefühl, selber erstaunt den Kopf schütteln würde, wenn man ihn fragte, warum er in zwei dicht beieinanderstehenden Sätzen, die offenbar beide als Aussagen gedacht sind, das eine Mal „wäre“ und das andere Mal „sei“ geschrieben hat: *Er war der Meinung, daß die Gegend ein brillanter Schießplatz wäre. Den militärischen Laien erklärte er auch, warum. Dieses Hügelgelände sei vorzüglich zum Üben des indirekten Besusses.* (Sollte freilich im ersten Satz nur die Eignung der Gegend festgestellt werden, dann müßte wohl, um Mißdeutungen zu vermeiden, die Umschreibung mit „würde“

gewählt oder der Satz umgebaut werden: „Er war der Meinung, daß die Gegend einen brillanten Schießplatz abgeben könnte.“) Keine Frage werden wir dagegen dem Urheber dieses Konjunktiv-Mischmasches stellen: *Da meldete sich A. und erzählte, daß B. der C. Sand in die Haare geworfen und D. ihn dafür verbauen habe. E. meinte, daß sie das nichts angehe und C. sich ja selbst melden und beschweren könnte, denn auch solche Vorgänge wären gegen die Lagerordnung. Aber C. winkte großmütig ab und versicherte, daß es halb so schlimm gewesen sei.*

*

Unsere Sprache enthält unzählige Bilder, die wir überhaupt nicht mehr als Bilder empfinden. Wir sind in der Literatur bewandert und bemühen dabei doch nicht unsere Beine. Wir können uns ohne weiteres in die Lage eines anderen hineindenken, während Lessing noch die Metapher als solche empfand und deshalb ein „gleichsam“ davor setzte (genauso wie Börne das Wort „unerträglich“ noch bildlich auffaßte und durch Sperrdruck hervorhob, als er es im Zusammenhang mit Kanonenfeuer zitierte). Ein Wort entfällt uns, aber fällt es wirklich? Wir pfeifen auf eine Warnung, ohne die Lippen zu spitzen, was wiederum ein Bild ist, und so weiter . . . Daneben gibt es eine Fülle von „geflügelten Worten“, zu Klischees gewordenen „blumigen Wendungen“ und Vergleichen. Deshalb scheinen bei der Anwendung von Bildern große Zurückhaltung und kritische Strenge geboten. Ein Bild sollte nur gebraucht werden, wenn dadurch Fernliegendes nahegebracht, Abstraktes greifbar gemacht, die Vorstellung des Lesers ge-

steigert wird. Wobei noch zu beachten wäre, daß zuviel des Guten schlecht ist und zwei aufeinander getürmte Metaphern nicht einen doppelt tiefen, sondern gar keinen Eindruck hinterlassen. Vor allem aber muß jedes Bild sinnvoll sein; es muß, bildlich gesprochen, Hand und Fuß haben.

Weder Hand noch Fuß, noch überhaupt Gestalt bekommt jedoch für uns die Schöne, die uns *in ihrem Nachthemd wie eine rosig glühende Säule vor dem Fenster gezeigt* wird. Auch gewinnt unsere Vorstellung von einem Kinn keineswegs an Intensität, wenn wir erfahren, daß es *von einer fast fräuleinhaften Emsigkeit* ist. Und was sollen wir uns erst unter der *zarten Genußsucht eines breiten Mundes, der die Oberlippe einer Zarin hat*, vorstellen? Nichtssagend und gespreizt wirkt eine Wendung wie: das *schräge, salzdurchschäumte Gestirn des Atlantik*. Wem wird es einfallen, darunter die Sonne zu verstehen? Auf Gespreiztheit und schlechter Beobachtung der Natur beruht auch der Vergleich: *Wie schwarze Wolken die Strahlen der Sonne zerschneiden, zerreißen die Ackerraine die Flächen fetter, brauner Erde*. Und mißglückt scheint mir auch das Bild in dem Satz: *Über dem Feld sind die Abendwolken wie eine rote Schleppe*. Ich glaube, der Leser muß sich dabei fragen: „Eine Schleppe? Wovon? Wessen Schleppe?“ Und über den Fragen verliert er das Landschaftsbild aus den Augen, das vor ihm ganz von selbst aufgestiegen wäre, hätte der Autor sich in kluger Sparsamkeit auf die Beschreibung beschränkt: „Über dem Feld stehen rot die Abendwolken.“

Des Guten zuviel tut entschieden der Autor eines Gedankenartikels, in dem es heißt: *Mit der Grazie eines Stoff-*

bären war A. ins Zimmer getreten. Als er es verließ, dampfte noch lange darin der Herzensofen von Worten, die er gesagt, gesungen, geschluchzt hatte.

Und um nichts weniger wird der Vorstellungskraft des Lesers von einem Autor zugemutet, der sich bei der Darstellung eines *zartgefesselten Fußes* zu folgender Metapher hinreißen läßt: *er verband Anmut und Zauber kaum erblühter Jugend mit jener weichen und elastischen Fraulichkeit, die an das knisternde Fell von Katzen, an den Hals edler Pferde oder an den Geruch halboffener Tulpen gemahnt.*

Zuviel und zugleich zuwenig steckt in dem Bild: *eine Haut von der Farbe zerknitterter Rohseide*, und beide Mängel könnten durch die Operation des Wortes „Farbe“ beseitigt werden. „Eine Haut wie zerknitterte Rohseide“ würde sowohl über die Farbe wie auch über die faltige Beschaffenheit des Gesichts, das geschildert werden soll, etwas aussagen, während die ursprüngliche Metapher vorgibt, zerknitterte Rohseide habe eine andere Farbe als unzerknitterte – was natürlich nicht stimmt.

Unvorsichtiger Umgang mit Wendungen, die ihren Bildcharakter noch nicht oder nicht ganz verloren haben, ist gefährlich. Wer stutzt nicht, wenn er einer Behauptung wie dieser begegnet: *Da hatten sie wie der Blitz das Mädchen in Ruhe gelassen.* Und ebensowenig wie der Blitz die Gewohnheit hat, Mädchen in Ruhe zu lassen, ist ein Schlüssel zum Zerlegen da; selbst dann nicht, wenn er – wie es in unserem Fall geschehen – zu diesem Behufe auf einer Tagung der Sprach- und Literaturforscher gezückt worden ist: *Die Revolution ist der Schlüssel, der die geschriebene*

Geschichte und die Literaturgeschichte in ihre gesellschaftlichen Abschnitte zerlegt.

Überhaupt kein Umgang sollte jedoch mit den „geflügelten Worten“ aus den Rüstkammern vergangener Ritter- und Landsknechtzeiten gepflogen werden. Aber muß man das eigentlich noch erwähnen? Wirken diese mit Helmbusch und Lanze ausgestatteten Wendungen nicht grotesk und lächerlich in der Welt von heute? Und doch liegen vor mir auf dem Schreibtisch drei Auszüge aus neuen Büchern und Zeitschriften. Da *lüftet* der amerikanische Monopolkapitalismus wie Don Quichotte *sein Visier*; da *wirft* ein Aktivist seinen Gegnern *den Fehdehandschuh hin*; und da *streicht* in einer Diskussion im Packraum ein Lehrling vor dem andern die *Segel*, worauf es dann weiter heißt: *Unterdessen war die Kiste geleert worden.*

Auch meine Zettelkiste ist leer geworden. Aber die Frage, von der ich bei meinen „Bemerkungen“ ausgegangen bin, die Frage: „Wie steuern wir der Sprachverlotterung, wie schärfen wir unser Stilgefühl, wie verbessern wir unsere Schriftsprache?“, ist eben erst angeschnitten. Die Diskussion darüber hat kaum begonnen. Wir dürfen sie nicht abreißen, nicht einschlafen lassen: um der Ehre, um der Reinheit, um der Schönheit unserer deutschen Sprache willen!

Nachschrift

Beim Lesen der „Bemerkungen“ (und einiger folgender Stücke) mag sich manch einer fragen, ob nicht des Strengen zuviel getan, ob nicht den Gesetzen der Sprachlehre zu große Bedeutung geschenkt, ob nicht der Freiheit von

Sprache und Sprachkünstler zu wenig Raum gelassen werde. Aber so wahr Schillers Wort ist, daß nur „die Ohnmacht die Regel für sich hat“, so wenig darf verkannt werden, daß nur der mit den Sprachgesetzen souverän schalten und walten kann, der sie souverän beherrscht. Und wer wollte behaupten, daß die große Mehrzahl der Schreibenden heute diese Bedingung erfüllt?

„Sie – die großen Schriftsteller – brauchen nicht nach Stil zu streben, sie sind groß trotz allen ihren Schwächen und wegen ihrer Schwächen; aber wir, die Kleineren, zählen nur durch den Grad der Vollendung in der Ausführung . . . Ich will hier eine Behauptung wagen, die ich nirgendwo anders wagen möchte: Es ist eine Tatsache, daß die Großen oft sehr schlecht schreiben, und das ist desto besser für sie. Wir dürfen uns nicht bei ihnen nach der Kunst des Formens umsehen, sondern müssen diese bei den Zweitrangigen suchen wie Horaz und La Bruyère.“*

Diese Sätze stammen von Flaubert. Sollte, was ihm recht war, uns nicht billig sein?

* Brief an Louise Colet 1852.

„OSTDEUTSCH“ UND „WESTDEUTSCH“

oder

ÜBER DIE GEFAHR DER SPRACHENTFREMdung

Die Sprache einer Nation angreifen, heißt ihr Herz angreifen.

Heinrich Laube

Die wahre Heimat ist eigentlich die Sprache. Sie bestimmt die Sehnsucht danach, und die Entfremdung vom Heimischen geht immer durch die Sprache am schnellsten und leichtesten, wenn auch am leisesten vor sich.

Wilhelm von Humboldt

Unsere moderne Schrift- und Literatursprache hat seit ihrer Geburt in den Tagen der Lutherschen Bibelübersetzung schon mehrere Epochen der Verwilderung und des Verfalls durchlitten. Aber keine der früheren Krisen läßt sich mit der gegenwärtigen vergleichen. Die Gründe hierfür hat einer unserer besten Sprachkenner, Victor Klemperer, Verfasser des einzigen Werks in unserer Literatur, das sich eingehend mit dem Braunwelsch des Dritten Reichs befaßt, ebenso bündig wie treffend dargelegt: „Es geht heute bei uns um keine Sprachverderbnis oder -entfremdung wie im 17. und 18. Jahrhundert; es geht auch nicht um eine erst zu gewinnende oder zu befestigende nationalsprachliche Einheit, sondern es geht um das Vermeiden einer Sprachzerreißung, der Zerreißung einer längst in großartigen Literaturwerken begründeten und bestätigten

Spracheinheit. Und wir alle wissen seit Stalins Sprachbetrachtungen vom Jahre 1950, welche ungeheure Rolle für die Einheit einer Nation die Einheit ihrer Sprache spielt. Sie ist das innigste Band, das ein Volk in der Mannigfaltigkeit seiner Gruppen, Klassen und Parteien zusammenhält. Und endlich wissen wir noch eines. Unter den zahllosen Abkürzungen, die ein unvermeidliches Übel im modernen Sprachgebrauch aller Völker zu sein scheinen, gibt es eine westliche von grauenhaft symbolischer Bedeutung: die ‚ABC-Waffen‘. Das sind die Atom-, die biologischen und die chemischen Waffen. Atombomben, Verseuchung durch Bakterien, Mord durch Giftgase: das ist das ABC des amerikanischen Kriegswillens, der auf deutschem Boden in die entscheidende Tat umgesetzt werden müßte und dort nur dann realisierbar wäre, wenn eine endgültige Zerspaltung Deutschlands, eine auch und besonders im geistigen Sinn zuverlässige, vorhanden wäre. Und dazu eben ist eine Zerschneidung des Sprachbandes notwendig.“

Hier handelt es sich nicht um das Hirngespinnst eines erhitzten Philologen; hier wird nicht aus Propagandagründen der Teufel an die Wand gemalt. Die Gefahr einer Sprachspaltung ist durchaus real; ihre Symptome – tagtäglich und überall schwarz auf weiß vor uns erscheinend – sind Legion. Von einigen, besonders häufig vorkommenden und besonders charakteristischen soll im folgenden die Rede sein.

Jeder, der Gelegenheit hat, die Entwicklung der Umgang- und Literatursprache in beiden Teilen Deutschlands zu verfolgen, weiß, daß es heute schon eine gewisse Sprachentfremdung zwischen dem Osten und Westen des

Landes gibt. Es läßt sich auch ohne große Mühe feststellen, daß die Entfremdungstendenzen hüben und drüben mit der Zeit immer mehr erstarken. Das wird nicht nur von uns beobachtet; das gibt nicht nur uns Anlaß zu schwerer Sorge. In einem, sonst nicht gerade durch originelle Gedanken und kühne Erkenntnisse ausgezeichneten, Aufsatz von Marlies Fleisch-Thebesius im Hamburger „Sonntagsblatt“, „Job, Party und Nurdunstertum – Aus dem Wörterbuch des gespaltenen Deutschland“, finden wir die Sätze: „An der Entwicklung einer Sprache erweist sich, welche Einflüsse nur äußerlicher Natur sind und welche ins Mark treffen. Daß sich die deutsche Sprache heute diesseits und jenseits des Eisernen Vorhangs sehr verschieden fortbildet, macht erschreckend klar, was es mit der Spaltung Deutschlands auf sich hat.“

Die Ursachen der sprachlichen Veränderungen diesseits und jenseits der Zonengrenze sind natürlich gesellschaftlicher Natur; die verschiedenartige wirtschaftliche, soziale und politische Entwicklung in den zwei Teilen Deutschlands findet auch im Sprachlichen ihren Niederschlag. Es ist nicht der Zweck dieser Untersuchung, den gesellschaftlichen Wurzeln des sprachlichen Auseinanderlebens nachzuspüren. Heute und hier sollen nur die Symptome der Sprachentfremdung aufgezeigt und beschrieben werden.

Die Veränderungen, denen die Sprache im östlichen und westlichen Teil Deutschlands unterworfen wurde und wird, sind durchaus nicht nur negativer Art. Soweit in ihnen veränderte Lebensverhältnisse, ein gewandelter Lebensinhalt, ein neues Lebensgefühl Ausdruck finden, stellen sie eine Ergänzung unseres Spracherbes dar und tun

letzten Endes der Spracheinheit keinen Abbruch. Sie sind die Ergebnisse eines natürlichen, unvermeidlichen Prozesses.

Anders steht es um solche Prozesse wie die Verarmung, Barbarisierung und Überfremdung, durch die unsere gegenwärtige Sprachmisere gekennzeichnet ist, – eine Misere, an der beide Seiten schuld sind und nicht, wie wir bequemer- und schädlicherwise oft annehmen, nur die andere, die westliche. Freilich sind die Sünden wider die Sprache (abgesehen von gewissen „gesamtdeutschen Schlamperien“: die grammatischen Gesetze werden immer häufiger und unbedenklicher gebrochen und das Sprachempfinden stumpft sich in erschreckendem Maße ab) hüben und drüben verschieden an Art und Gewicht.

*

Beginnen wir, wie es nur recht und billig ist, mit dem Schuldkonto unserer Seite.

Die Hauptquelle der Mißbildungen, durch die wir zur Sprachentfremdung zwischen Ost und West beitragen, ist zweifellos in dem Überwuchern des Spruchbänder-, Behörden- und Parteijargons zu suchen. „Was ist eine 100-Watt-Bewegung?“ fragt, mit Recht verwundert, der westdeutsche Besucher, der von der Straßenbahn aus an der Mauer eines Elektrizitätswerks die Aufforderung liest: „Schließt euch der 100-Watt-Bewegung an!“ (Johannes Dornburg, „Reisebeobachtungen in der Sowjetzone“, veröffentlicht in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ vom 17. April 1954.) Ja, was ist das in der Tat für eine Bewegung? Hier setzt jenes Rätselraten ein, das der Jargon –

die Redeweise einer Gruppe oder Schicht – den anderen, der Mehrheit, auferlegt, weshalb denn auch Maxim Gorki in seinen Briefen an junge Schriftsteller und in seinen Aufsätzen über Probleme des literarischen Handwerks vor dem Gebrauch des Jargons, welcher Art immer, warnt. Die Frage, die *steht*, der *übererfüllte* Plan, das *vorangetriebene* Kollektiv, die *ausgewertete* Jugendbuchlektüre, der *eingestufte* Angestellte, die *operative* Arbeit und der *ausgelastete* Betrieb sind nur einige von den hundert tauben Früchten, die auf den Jargonzweigen unserer Sprache gewachsen sind. Und zu Jargonausdrücken werden auch, wenn man sie übermäßig und ihrem ursprünglichen Sinn und Zweck widersprechend anwendet, die unter dem Einfluß gesellschaftlicher Veränderungen aus dem allgemeinen Material und gemäß den allgemeinen Gesetzen der Sprache neugebildeten Wörter: so wenn Kollege Meier einen Kneipenbesuch pro Woche in seine *Freizeitgestaltung einplant*, oder seine Frau ihr *Soll* im Strümpfestopfen *vorfristig erfüllt*. Und wer etwa glaubt, daß dem Spruchband- und Behördenjargon der Zutritt zu den höheren Regionen unserer Literatursprache verwehrt ist, lasse sich von Professor Klemperer eines Schlechteren belehren. Er hat entdeckt, daß „das hölzerne Behördenwort *erstellen* ... schon zu poetischen Ehren gelangt ist. In seiner schwungvollen Nachdichtung eines tschechischen Friedenshymnus' fordert Kuba vom aufbaubewußten Maurer, daß er mit *unverspielter Kelle Stauwerke, wo der Bergstrom tost, erstelle*.“

Kann man sich dann wundern, daß es in weniger poetischen Regionen, besonders in der Prosa unserer jungen

1) Schriftsteller von Ausdrücken des Zeitungsjargons und der Spruchbändersprache nur so wimmelt? Aus einer Fülle von Beispielen seien bloß einige wenige herausgegriffen. Da heißt es von dem Helden einer Erzählung, er sei *aus kleinbürgerlichem Holz geschnitzt*. In einer anderen Erzählung finden sich ganze Passagen, die dem Protokoll einer Betriebsgewerkschaftsleitungssitzung entnommen sein könnten, wie diese Probe zeigt: *Solche Anregungen waren schon verschiedentlich an ihn herangetragen worden. Doch wurde auch tüchtig am Kulturerbe gearbeitet, und X, Y und Z hatten nunmehr hinlänglich Erfahrungen im Rahmen der ihnen gestellten Aufgaben gesammelt*. Aus dem Wortschatz der Verwaltungsbehörden und nicht der Schönen Literatur scheint auch ein dritter junger Erzähler zu schöpfen: das einfache Verb „fragen“ existiert für ihn nicht, unter *anfragen* oder *erfragen* tut er es nicht, gewöhnlich aber läßt er seine Gestalten *Fragen stellen* oder *Erkundigungen anstellen*. Und wenn bei ihm ein Vater seinen Kindern erlaubt, die Werkstatt aufzuräumen, dann heißt es im Ton eines amtlichen Entscheids: *... hatte ihnen der Vater einmal die Genehmigung gegeben, seine Werkstatt in Ordnung zu bringen*. Ein junger Essayist schließlich scheint geradenwegs aus dem Sprachbereich des Ministeriums für literarische Schwerindustrie, Hauptabteilung Dichtung, Unterabteilung Realistische Einflüsse, zu kommen: *Durch Goethes belebenden realistischen Hauch wurde Schiller aus der Periode der Geschichtsschreibung wieder in die dichterische Produktion zurückgeführt*.

Slawismen, durch mechanische Übersetzung aus dem Russischen (zumeist auf dem Wege über die Presse) ins

Deutsche eingedrungen, stellen eine weitere Art der Sprachverwilderung dar, die – weil nur bei uns, nicht auch drüben anzutreffen – dem Prozeß der sprachlichen Entfremdung zwischen beiden Teilen Deutschlands Vorschub leistet.

Hier wäre vornehmlich die ebenso häufig vorkommende wie abscheuliche, dem Sprachgebrauch und der Sprachlehre gleichermaßen hohnsprechende Wendung *im Ergebnis* (starr wörtliche Übertragung von „w rezultate“) schwarz einzurahmen. Wir können kaum eine Zeitung aufschlagen, ohne auf Sätze wie diese zu stoßen: *Im Ergebnis der Reise wurden neue Handelsbeziehungen angeknüpft* oder *Es ist klar, daß im Ergebnis dieser Politik ein Nachlassen der Spannung zu erwarten ist*. Als ob es nicht kürzer, schöner und vor allem richtig lauten könnte: „Aus der Reise ergaben sich neue Handelsbeziehungen“ und „Es ist klar, daß als Ergebnis dieser Politik ein Nachlassen der Spannung zu erwarten ist“.

Nicht weniger häßlich und falsch ist die gedankenlose Übersetzung des russischen „wo glawe s“ durch *mit . . . an der Spitze*. (*Die Völker Asiens, mit dem neuen China an der Spitze*, anstatt, dem Sinn und Gesetz unserer Muttersprache gemäß: „Die Völker Asiens, an ihrer Spitze das neue China“, oder „Die Völker Asiens, voran das neue China“.)

Weniger oft trifft man auf die doppelte Verneinung, die – im Russischen durchaus notwendig – ins Deutsche verpflanzt, Unfug ist, weil sie die beabsichtigte negative Aussage in eine positive verwandelt. Wenn wir in einem literaturhistorischen Essay zum Lobe der Kürze und Schlichtheit des Ausdrucks den Satz finden *Die Gigantomanie ist*

niemals eine Eigenschaft weder der russischen Klassik noch der sowjetischen Literatur gewesen, so haben wir einen solchen Fall vor uns: dem Autor ist das Gegenteil von dem, was er gemeint hat, aus der Feder geflossen, denn selbstverständlich wollte er sagen: „Die Gigantomanie ist eine Eigenschaft, die weder der russischen Klassik noch der sowjetischen Literatur jemals zueigen gewesen ist.“

Erwähnen wir zum Schluß noch die allermaßen alberne Übernahme von Fremdwörtern aus zweiter Hand, nämlich in einer nicht bei uns, wohl aber von unseren russischen Freunden gebrauchten Form. Ein Musterbeispiel dafür ist das neuerdings in fast allen Berichten über die Leipziger Messe spukende *Exponat*, auf gut Deutsch „Ausstellungsstück“, das bei direkter Entlehnung aus dem Lateinischen natürlich „Exposit“ heißen müßte, weil wir ja auch *Deposit* und nicht etwa „Deponat“ sagen.

*

Der westdeutsche Anteil an der Sprachentfremdung ist anderer Art.

Schon eine flüchtige Betrachtung der Schrift- und Literatursprache in Westdeutschland läßt erkennen, daß dort ein weit größerer Teil des waffenklirrenden, zutiefst menschenfeindlichen Braunwelschs der Hitlerzeit im Umlauf ist als bei uns. Ich spreche von einem größeren Teil, weil dieses faule Erbe auch bei uns noch vorhanden ist. Dabei habe ich gar nicht die in unserer Tagespresse grassierenden *Durchbrüche*, *Einsätze*, *Vormärsche* und dergleichen mehr im Auge; nein, ich denke an Bedenklicheres, beispielsweise daran, daß man in der „Weltbühne“, die immerhin

eine auf Siegfried Jacobsohn und Kurt Tucholsky zurückreichende Tradition der Sprachzucht zu verteidigen hat, einen mit gewichtigem Autorennamen geschmückten Aufsatz finden kann, worin ganz im Sinne der Naziterminologie von der „marxistisch *ausgerichteten* Arbeiterbewegung“ gesprochen wird. Doch während hüben das Braunwelsch bloß als übriggebliebener Bodensatz einer dunklen Vergangenheit noch fortbesteht, gewinnt es drüben in der durch die Wiederaufrüstungspolitik, das massenhafte Erscheinen von Soldatenzeitungen, die Flut der nationalsozialistischen Generalerinnerungen und anderer geistesverwandter Bücher und Filme erzeugten günstigen Atmosphäre ständig an Boden. Wie tief die militaristische Verseuchung der Sprache schon reicht, wird einem klar, wenn sogar in einem Buch, das die Beschäftigung mit sprachlichen Dingen für ein „Anliegen der Humanität“ hält und von der Grammatik als einer „edlen und doch meist törricht verkannten Wissenschaft“ spricht, deren Licht „wieder auf den Leuchter muß“ – wenn in einem solchen Buch (Gerhard Storz, „Umgang mit der Sprache“) die Proben nicht nur schlechten, sondern auch guten Sprachgebrauchs in ihrer Mehrheit, um bildlich zu sprechen, im Waffenrock stecken. Sie handeln von Belagerungen und Kriegszügen; die Entbehrlichkeit des Artikels wird an der *soldatischen Redeweise* des *Schützen Meier* demonstriert; zur Illustration des Gebrauchs von „während“ dient ein Satz, worin eine *wehrhafte* Kirche erscheint; handelt es sich darum, ein Beispiel für das echte Bild im Zeitwort zu geben, so heißt es: *Wenn früher dem Rekruten eingepägt wurde: „Kolbenhals saugend umfassen“ – das war echte Bildlich-*

keit; und ebenso kriegerisch gebärdet sich das Beispiel für „Hauptwörter, die heute, sehr unvollkommen freilich, Funktionen übernehmen, die eigentlich von einem Nebensatz ausgeübt werden müßten: Hierher gehört „der Gedanke“ beispielsweise in folgender Verwendung: „Der wehrpolitische Gedanke macht es zur Pflicht . . .“

Ähnlich finden wir in einer Stilanalyse und Interpretation von Carossas „Führung und Geleit“ (im neuesten Werk des Literaturwissenschaftlers Fritz Martini „Das Wagnis der Sprache“) Wendungen wie *die ganze soldatische Gemeinschaft* und *eine ehrfürchtige Bewunderung seiner das Soldatische im Geistigen sammelnden und sublimierenden Energie*.

Es ist erfreulich, daß diese Art der Barbarisierung unserer Muttersprache auch in Westdeutschland als Gefahr erkannt und bekämpft wird. So zitiert Rainer Wuthenow in einem durch Sprachgefühl, Sachkenntnis und Witz ausgezeichneten Aufsatz „Deutsch unter Deutschen“ (in den „Neuen Deutschen Heften“ des Bertelsmann Verlags zu Gütersloh) als abschreckendes Beispiel für elendes Rezensentendeutsch den Satz eines Kritikers aus der angesehenen „Frankfurter Allgemeinen“: „Die bewegenden Mächte agieren nicht in Denkmälern, sie werden auch nicht *in die Drabtverhaue der Begrifflichkeit* gejagt und zerredet“, und fügt hinzu: „Nein, das bleibt dem Rezensenten überlassen, der sein Deutsch offenbar im Kriege erlernt hat.“

Noch gefährlicher als das Wiederaufleben der braunen Sprachpest – weil auch Kreise erfassend, die sich gegen diese wehren – ist eine andere Seuche: die *Überfremdung* des Deutschen durch das massive Eindringen amerika-

nischer Wörter und Wendungen. In dem schon einmal zitierten Aufsatz von Marlies Flesch-Thebesius wird darüber gesagt: „Die Vergangenheit zeigt, daß die Anwesenheit fremder Besatzungsmächte sich nicht unbedingt in der Entwicklung der Sprache niederschlagen braucht . . . Gerade während der napoleonischen Herrschaft hat die hochdeutsche Sprache mit der Klassik ihre Blüte erreicht . . . Im deutschen Sprachschatz von heute sind so gut wie überhaupt keine Spuren der französischen und der englischen Besatzung zu finden* . . . Sehr stark hingegen macht sich in allen drei Westzonen der Einfluß des Amerikanischen . . . bemerkbar.“ Bei der nun folgenden Betrachtung einiger besonders auffälliger amerikanischer Ausdrücke, die sich im Westen bereits eingebürgert haben, läßt Marlies Flesch-Thebesius von vornherein Fachwörter beiseite, die „beim Film, Funk und in der Werbung gang und gäbe sind“, wobei sie als Exempel *cutter*, *scriptbook*, *lay-out*, *feature* und *treatment* nennt. Auch von der „Terminologie der *Jazz-fans* mit ihren *jam sessions*, dem *swing* und der *hot music*“ will sie nicht erst reden. Ihr Interesse gilt vor allem jenen Worten, die im Westen Deutschlands „in viel weiterem Sinne Allgemeingut geworden“ sind. „Die *digests*“, sagt sie dann, „gehören zu den meistgelesenen Publikationen der Zeitungskioske, die Dichter schreiben *stories*, die Rundfunksender veranstalten *quiz*-Sendungen. Wer einen

* Vom „unmittelbaren Einfluß des Russischen“, heißt es an einer andern Stelle, „ist so gut wie gar nichts vorhanden. Selten sind auch direkte Übertragungen aus dem spezifisch sowjetischen Sprachschatz, der sich lateinischer oder aus anderen romanischen Sprachen stammender Fremdworte bedient (Rationalisator, Diversant, Junger Pionier).“

job sucht, wird auf seine Fähigkeiten hin *getestet*, der junge Mann trifft seine Freundin bei einer *party*, und in den Ferien *tramp*t er durch halb Europa und übernachtet auf *camping*-Plätzen.“ Nach einem oberflächlichen Versuch, die amerikanische Sprachinvasion durch eine „Lockerung des Lebensstils“ zu erklären und zu bagatellisieren, wird abschließend festgestellt, daß „alle diese Ausdrücke sich von ungefähr eingeschlichen haben. Niemand hat sie zuerst gebraucht. Sie waren einfach da. In den seriösen Publikationen finden sie meist nur langsam Eingang.“

Wirklich nur langsam? Da schreibt der Kritiker Curt Hohoff in einem anspruchsvollen Aufsatz über moderne deutsche Dichtung („Flötentöne hinter dem Nichts“) vom „*slogan* der Antennenlyrik“. Sein Kollege Hans Egon Holthusen erwähnt in einer ähnlichen Arbeit den „uner-sättlichen Drang“ eines jungen Poeten, „Vokabeln wie Fahrtwind-*blues* anzuwenden“, während ein dritter Kritiker, Fritz Rahn, in seiner Studie über „Das Spätwerk Thomas Manns und die künstlerische Sittlichkeit“ vom *make-up* der betonten Feinheit spricht. In der „Gegenwart“, einer redaktionell und sprachlich von Benno Reifenberg betreuten Zeitschrift, lesen wir immer wieder vom „politischen *trend*“, vom „wirtschaftlichen *trend*“ und vom „hauptsächlichen *trend* in der Literatur“. Bei Hermann Kesten begegnet uns der *playboy*. In einem „Kleinen Bennporträt“ von Helmuth Haas stoßen wir auf die *City* von Stuttgart, in deren Sonnabendverkehr sich „Bruchstücke aus unbekanntem *stories* vor unsern Augen abspielen“. Die von Alfred Andersch herausgegebene Zeitschrift „Texte und Zeichen“ findet, daß es dem „literarisch Interessier-

ten trotz weitreichender *publicity* schwerfällt, sich ein zutreffendes Bild von dem Umfang des der Gruppe 47 angehörenden Autorenkreises zu machen“. Ein Mitglied dieser Gruppe, Arno Schmidt, verwendet in seinem Prosastück „Seelandschaft mit Pocahontas“ knapp hintereinander die Ausdrücke *smart*, *fading* und *akimbo*. Der Testflug kommt in einer Untersuchung der „Optischen Metamorphosen von Zuckmayers ‚Des Teufels General‘“, erschienen in der Stuttgarter „Kultur“ (Verfasser: Henning Harmsen), vor. „*Human interest* in der Geschichte“ lautet der Titel einer Kritik von Reinhold Keile in der „Süddeutschen Zeitung“, das besprochene Buch ist Otto Zierers „Bild der Jahrhunderte“. Anstatt des deutschen Wortes Backfisch gebraucht Walter Boehlich in einer Studie über „Marcel Proust in Frankreich, Deutschland und anderswo“ ganz selbstverständlich das amerikanische *teenager*. Und Heinz Piontek, einer der bekanntesten jungen Lyriker Westdeutschlands, dichtet: „Der *dinner-gong* schreckt das versunkene Gehör.“ Er ist übrigens nicht der einzige, der deutsche Gedichte mit *American features* versieht. Bei Hans-Joachim Leidels finden wir die Verszeilen:

„Nimm *sleeping pills* oder bete ein bißchen,
wer nachts im Walde pfeift, pfeift aus Angst.“

Neben dem offenen Einbruch amerikanischer Wörter in die Sprache westdeutscher Autoren, neben der sklavischen Nachahmung des Zeit-ist-Geld-Jargons amerikanischer Wochenschriften „für den geistigen Mittelstand“, wie „Time“ und „Newsweek“, durch den Hamburger „Spiegel“ (was zur systematischen Verkrüppelung und Vermenschung

des Deutschen führt: *Walter Müller, 42, Manager . . . oder: Erklärt Minister Seeborn . . .*), gibt es auch das getarnte Eindringen von Amerikanismen in scheinbar deutschem Kleid.

Anstatt etwa zu schreiben: „Eine Nachricht unten auf der ersten Seite zog seinen Blick an“, übernimmt Alexander Kowal die amerikanische Ausdrucksweise: „Eine Nachricht unten auf der ersten Seite *fang* seinen Blick“ (*caught his eye*). Der bereits einmal zitierte Hans Egon Holthusen meint in einem Artikel „Das unmögliche Geschäft des Gedichts“, daß Dichtung zwar „veröffentlicht werden kann, aber kein Organ des *öffentlichen Geistes* wie das Parlament, die Presse, der Rundfunk“ sei. Der *öffentliche Geist*? Wo kommt das her? Vom amerikanischen *public mind* natürlich, denn auf deutsch heißt es die „öffentliche Meinung“. Das *Wunschdenken* – *wishful thinking* – verwendet immer wieder Richard Lowenthal (wobei es in diesem Zusammenhang wenig ausmacht, ob dieser Mitarbeiter des von Mister Rockefeller finanzierten und von Mister Lasky redigierten „Monat“ schon englisch schreibt und übersetzt wird oder sich noch gewissermaßen selbst aus dem Amerikanischen übersetzt). Dem verkleideten *snapshot* begegnen wir in einer Notiz über den Stil Heinz Piontek's im „Merkur“: „Vorwiegend Substantive, wenig Verbales, unvollständige Sätze, optische und akustische Fetzen, eingefangen wie in *Schnappschüssen*.“ Natürlich ist gegen die Übernahme einzelner amerikanischer Fremdwörter im Original oder in einer „Verdeutschung“ nichts einzuwenden. Nur sturer Purismus kann die Verwendung neuer Fremdwörter in Bausch und Bogen verurteilen. Erst wenn

die Fremdwörter, die fremden Ausdrücke allzu häufig und wahllos gebraucht, wenn sie zur Massenerscheinung werden, entsteht die Gefahr der Überfremdung. Und gerade das ist ein Merkmal der westdeutschen Sprachsituation. Aber die Amerikanisierung der Sprache findet darüber hinaus häufig auch schon in stilistischen Elementen ihren Ausdruck. Man nehme sich daraufhin folgenden, geschlossenen Teil des bereits erwähnten Prosastücks „Seelandschaft mit Pocahontas“ von Arno Schmidt vor!

„Fledermausstunde I (abends ist II) und die Klexographien der Bäume. Das blasse Katzenauge des Mondes zwinkerte noch hinterm Schornstein, ansonsten prächtig klar und leer. Trotz der Müdigkeit war mir recht flott und akimbo im Gemüt, und ich fing an, aber bürgerlich rücksichtsvoll und nur mir hörbar, zu flöten, *Girl of the Golden West*, *cantabit vacuus*, wer müßig geht, hat gut pfeifen; als Scherenschnitt mit Aktentasche in einer Scherenschnittwelt. Und dies also ist Diepholz (kritisch vorm Stadtplan): Lange Straße, Bahnhofstraße, Schloß ähä. Zwei Bauchfreundinnen stöckelten vom Tanz nach Hause und trällerten schwipstig die Schlager. Baulichste Schönheiten: nischt wie quadratisches Fachwerk und ‚Gott segne dieses Haus‘, aber sehr sauber, das muß man sagen, auch feines Ziegelpflaster. Ein Büro der SRP und ich verzog bedenklich die kalte Gesichtshaut: nicht für 1000 Millibar! (befühlen: wächsern, mit Ohren, die Gurgel sandpapierte bereits wieder). Im Grau die Büchertitel kaum zu entziffern, trotz Scheibennase und Lupenaugen: ? – ? – ah, Schmidtbonn, Pelzhändler, gut!: Zerkaulen o weh und brr! Die plumpe Wasserburg, scheunenmäßig wehrhaft, auf dem Graben

Entengrütze, alle Wetterhähne sahen gespannt nach Osten: immer diese Vergangenheiten! Erste Geräusche (und ich schielte eifersüchtig): ein verschlafenes Bauernmädel umringt von belfernden Milchkannen; der Arbeiter, der prüfend sein Rad besichtigt, Tretlager und Gangschaltung; fern im Norden loses Gewebe aus Schall: ein Zug (Taschenuhr: grundsätzlich: 10 nach 4). Der große See schien zarten Qualm und Wolkenkeime zu senden; aber der Himmel blieb noch immer unbeteiligt.“

Es bedarf nur einer flüchtigen Analyse, um festzustellen, daß dieser Text neben offenen und übertragenen Amerikanismen im Sprachlichen (*akimbo*, auf deutsch „in die Seite gestemmt“, wird direkt dem englischen Wortschatz entnommen, während die sandpapierende Gurgel dem *sandpaper throat* nachgemacht ist) auch im Stilistischen amerikanische Züge aufweist, übernimmt hier Arno Schmidt doch unverkennbar die Technik des „Kamera-Auges“ und der „Wochenschau“, wie John Dos Passos sie in den zwanziger Jahren verwendet hat. Daß Dos Passos und seine literarischen Weggenossen und Jünger, wie Nathan Asch, bei ihren Formexperimenten genau in die Fußtapfen der europäischen Expressionisten traten, daß hier also im Grunde eine Rückkehr des „Neuesten von vorgestern“ auf dem Umweg über Amerika erfolgt (wie wir sie übrigens auch in anderen Fällen – Kafkamythus, abstrakte Malerei – beobachten können), sei nur als drollige Randglosse vermerkt, weil Arno Schmidt in einem „Werkstattbericht“ voller mathematischer Vergleiche und technischer Termini von „Neuformen“ der Prosa spricht und einer unter ihnen (für die er „Seelandschaft mit Pocahon-

tas“ als Muster anführt) frei nach Dos Passos die Bezeichnung „Fotoalbum“ gibt.

Arno Schmidt ist sich vielleicht der Überfremdung, an der seine Prosaversuche leiden, gar nicht bewußt, wie denn überhaupt mangelndes Bewußtsein, Unkenntnis oder Gleichgültigkeit die Hauptursachen der Anfälligkeit gegenüber der Überfremdungsseuche sind. Daneben gibt es freilich auch die bewußte Preisgabe, ja die Prostituirung der Sprache. Da genügt dem Verfasser eines Lobgesangs auf Walter Tritsch, den Verherrlicher Metternichs, die deutsche „Enge“ offenbar nicht, er bildet analog zur amerikanischen *narrowness* ein neues Wort: die *Engigkeit*. Kennzeichnenderweise wird diese Mißbildung mit Bezug auf Nation und Sprache verwendet: „Über die sprachlichen und nationalen *Engigkeiten* blickt er mit Selbstverständlichkeit hinaus“ ins Abendländische. („Der Monat“ Nr. 62, November 1953.)

Dieses Zitat bietet nicht nur ein Beispiel für die indirekte Überfremdung (Amerikanisierung), es enthüllt uns zugleich die dritte Seuche, von der die deutsche Sprache im Westen bedroht wird. Denn was sich hinter der schmokkisch verschwommenen Formulierung „Blick über die sprachlichen und nationalen Engigkeiten hinweg ins Abendländische“ verbirgt, ist nichts anderes als ein Prozeß der Entnationalisierung und Zersetzung unserer Muttersprache. Diesen Prozeß hat eine westdeutsche Schriftstellerin, Katharina Fuchs, Düsseldorf, in einer bemerkenswerten Studie („Kosmopolitismus und Nationalbewußtsein“) beschrieben und durchleuchtet. „Der Entnationalisierungsfeldzug gegen unsere nationale Kultur“, schreibt sie, „geht

bereits über die Amerikanisierung der Theaterspielpläne und des Buchhandels, über die Niederwalzung unserer Filmproduktion . . . hinaus. Der Einfluß reicht schon in eine Tiefe, in der auch die Substanz unserer Kultur, nämlich unsere Muttersprache, der Zersetzung ausgesetzt scheint.“

Nach einem Hinweis auf die Wirkung der *Comicstrip*-Literatur, die ihre Leser entweder Analphabeten bleiben läßt oder zu Analphabeten macht, heißt es dann: „Daß sich nebenbei mit den *Comic-strips* . . . in unsere und unserer Kinder Umgangssprache die gräßlich verstümmelten Wortfragmente des amerikanischen Slang vom *O.k.* der Burschen über das *Bye-bye* deutscher Veronikas bis zum *Non-stop* der durchgehend geöffneten Kinos eingeschlichen haben, sei nur als Ergänzung hinzugefügt. Die damit angebahnte schauerliche Verarmung und Bastardisierung unserer Muttersprache zeigt die ganze Größe der Gefahr. Wenn hier kein Einhalt geschieht, so wird es nicht mehr lange dauern, bis . . . wir aufgehört haben, eine Nation zu sein, weil wir uns nämlich auch unsere Sprache nehmen ließen. Wie weit der Prozeß schon gediehen ist, beweist Ernst Jünger . . . Er erklärte einmal, er habe es nicht mehr nötig, sich mit Hölderlin und Rilke zu befassen, da er ihre Dichtungen ‚im französischen Original‘ bei Charles Baudelaire, Paul Verlaine und Paul Valéry vorziehe . . . Eine andere Seite der Beziehung zwischen Sprache und geistigem Standort des Schriftstellers zeigt sich bei Alfred Andersch. In seiner Autobiographie ‚Kirschen der Freiheit‘ gesteht dieser namhafte Vertreter der jüngeren Generation: ‚Während ich dies niederschreibe, fällt mir auf, daß

ich mich... des Periodenbaus und der harmonikalen Schönheit älterer Schulen bediene.'... Die Benutzung einer Sprache ‚älterer Schulen‘ zeigt hier die Diskrepanz zwischen Aussageform und Aussageobjekt... Dieser Fall veranschaulicht in seltener Eindringlichkeit das Auseinanderklaffen von Form und Inhalt. Nach der am Beispiel der Comic-strips gezeigten Verarmung unserer Sprache und nach der von Ernst Jünger zum Ausdruck gebrachten Verachtung unserer Sprache haben wir es bei Andersch mit einer Verfehlung des Funktions-Charakters unserer Sprache zu tun.“

Als Abschluß ihrer Studie bringt Katharina Fuchs noch zwei Belege für die Zersetzung des nationalen Sprachguts in einem Teil der westdeutschen Literatur. Der erste sei, weil besonders beweiskräftig, hier angeführt. Es handelt sich um den Anfang des „Sirenengedichts“ von Klaus Bremer, veröffentlicht in der Karlsruher Zeitschrift „fragmente – internationale revue für moderne dichtung“:

dichter bläst aus ton
durch die tür schmal
haus aus glas
haus aus glas
sucht die tür
des dichters rot tür
des dichters rot herz
ruft nacht ruft zu sehen ruft
wort an wort flicht diesen teppich flicht
diesen teppich flicht
diesen käfig deiner frauen aug flicht

dies atmen deines leibs wind in wäldern holz ruch
herz und die grenz von schnee flicht
muld zum nabel loch und die knie anzogen
licht achsel flicht wald
unterm kopf faltet händ
schnee schmelz schulter haar
licht ruch vom morgen strand dün
jed loch strahlt täler aus flicht
daß der wein die terrass erkletter
licht erneut dies drehn zu neu figur
licht

Was sich uns hier zeigt, ist – neben einer Nachäfferei anglo-amerikanischer Vorbilder, man vergleiche nur die Wortwiederholungen in diesem Gedicht mit den Wortspielen in James Joyces „Ulysses“ oder mit dem vielzitierten Vers von Ernest Hemingways Lehrerin Gertrude Stein: *A rose is a rose is a rose is a rose* – Sprachverfall sozusagen in Reinkultur. Die Zeilen sind das Produkt willkürlicher Zerschneidung von Sätzen; die Sätze verlieren Sinn und Zusammenhang, weil der Autor sie aus ungebeugten Substantiven und ebensolchen Verben zusammengestoppelt hat; und die Wörter kommen wie Krüppel daher, denen die Glieder, in diesem Fall die Endsilben (zum Beispiel „jed loch“ oder „neu figur“) amputiert worden sind.

Wahrlich, hier muß man an die Verwünschung denken, mit der einer der ältesten Verteidiger der deutschen Sprache, Justus Georg Schottel, Anno 1641, in einer Zeit schrecklichen Sprachverfalls, die Schänder und Verderber der Mut-

tersprache bedacht hat, „welche Klüglinge der Sprachen sich schätzen, und doch so bewandert darinnen seyen wie der Esel auf der Lauten“. Und wohl auch an die mahnenden Worte seines Zeitgenossen Leibniz: „Ich will keinem über ein Fremdwort, so wohl zu Passe kommt, den Prozeß machen; aber das ungereimte, unnötige Einflicken ausländischer, auch nicht einmal verstandener nicht zwar Worte, doch Redarten, die ganz gleichsam zerfallende Sätze und Abteilungen, die ganz unschickliche Zusammenfügungen, die untaugliche Vernunftsgründe, deren man sich schämen müßte, wenn man nur etwas zurückdenken wollte: dies alles ist, was nicht nur unsere Sprache verderben, sondern auch je mehr und mehr die Gemüter anstecken wird... Gleichwohl wäre es ewig Schade und Schande, wenn unsere Haupt- und Helden-Sprache dergestalt durch unsere Fahrlässigkeit zu Grunde gehen sollte, so fast nichts Gutes schwanen machen dürfte, weil die Annehmung einer fremden Sprache gemeinlich den Verlust der Freiheit und ein fremdes Joch mit sich geführt.“

*

Bleibt noch – am Ende dieser kurzen Übersicht über einige der besonderen „ostdeutschen“ und „westdeutschen“ Sprachsünden, die zu einer wachsenden sprachlichen Entfremdung zwischen den beiden Teilen Deutschlands führen müssen – die Frage, was getan werden kann, um diesen Entfremdungsprozeß zu unterbinden und rückgängig zu machen. Eins vor allem: hüben und drüben, und wann immer es geht gemeinsam, den Schatz unseres einheitlichen Spracherbes gegen jede Verstümmelung, Verfremdung

und Verunreinigung verteidigen und die Schönheit unserer „weiten, räumigen, tiefen, reinen und herrlichen Muttersprache“ (Schottel) in allem, was wir schreiben, aufleuchten lassen. Wenn wir das mit Leidenschaft und Nachdruck tun, dann braucht uns um die sprachliche Einheit nicht bange zu sein.

SCHULE DER SPRACHE

Ein Deutscher, der eine deutsche Sprachlehre liest, dankt dem Himmel, daß er sie zum Teil mitbringt und daß man ihm gerade die schwerste erspart. *Jean Paul*

Jeder Deutsche, der sein Deutsch schlecht und recht weiß, darf nach dem treffenden Ausdruck eines Franzosen sich seine selbsteigene lebendige Grammatik nennen und kühnlich alle Sprachmeisterregeln fahren lassen.

Jacob Grimm

Es ist bekannt, daß schon Kaiser Karl der Große an einer deutschen Grammatik hat arbeiten lassen, und nichtsdestominder haben wir vielleicht keine bis dato, die zulänglich.

Gottfried Wilhelm Leibniz

Viele Zeichen sprechen dafür, daß man sich in der letzten Zeit über die Kreise der „Leute vom Fach“ – der Philologen, Schriftsteller, Lehrer – hinaus der Gefahr bewußt wird, die der deutschen Sprache durch das unter Hitler wild ins Kraut geschossene, in den Nachkriegsjahren so gut wie ungehindert fortwuchernde Übel der Verlotterung und Vermanschung droht. Mehr noch: der Gedanke, daß gegen dieses Übel gekämpft, systematisch und ohne Unterlaß gekämpft werden muß, bricht sich in der Öffentlichkeit weiter und weiter Bahn. Es erstarkt die Erkenntnis, daß „der Kampf für die Reinhaltung, für die Sinngenauigkeit und Schärfe der Sprache“, wie Maxim Gorki es einmal formu-

liert hat, „ein Kampf um ein Werkzeug der Kultur ist, das um so größere Siege erringen kann, je schärfer, je genauer es eingerichtet ist, weshalb denn auch die einen sich bemühen, die Sprache abzustumpfen, und die andern, an ihr zu feilen“. Diese erfreuliche Entwicklung hat ihre Ursache nicht zuletzt in der wachsenden Einsicht, daß jede Bemühung, die dem Schutz der Sprache dient, zugleich eine Stärkung jenes einzigartigen Bandes ist, das auch (und besonders) unter den heutigen Umständen, allen Spaltungsmanövern und Entnationalisierungsexperimenten zum Trotz, die Deutschen in Ost und West eint.

Voraussetzung des erfolgreichen Kampfes zur Verteidigung der Sprache ist die Kenntnis ihrer grammatischen Grundgesetze, ihrer hauptsächlichsten Stilregeln und ihres Wortschatzes. Deshalb kommt dem Plan unserer Akademie der Wissenschaften, eine neue, auf den Ergebnissen historisch-materialistischer Forschung fußende „Grammatik der deutschen Sprache“ herauszugeben, außerordentliche Bedeutung zu. (Bei dieser Gelegenheit sei gleich der Wunsch ausgesprochen, daß die Akademie sich dabei der Mitarbeit derjenigen versichern möge, die Maxim Gorki einmal „die Organisatoren der Literatursprache“ genannt hat – nämlich der Schriftsteller.) Nicht weniger bedeutsam ist die Mitteilung der Redaktion des Grimmschen Wörterbuches, daß dieses große Unternehmen nun endlich seinem Abschluß entgegengeht; und die schnelle Folge der jüngsten Lieferungen läßt tatsächlich hoffen, daß der Tag nicht mehr fern ist, an dem uns der Wortschatz unserer Muttersprache in seinem ganzen, schier unvorstellbaren Reichtum gesammelt, gesichtet und erläutert vorliegen wird.

Neben diesen umfangreichen und anspruchsvollen Projekten, die zum Teil noch geraume Zeit zu ihrer Vollendung brauchen, sind uns andere, weniger umfassende, für den Massengebrauch bestimmte Werke über Sprache und Stil dringend vonnöten.

Es ist das Verdienst des Bibliographischen Instituts, nach dem erweiterten „Duden“ von 1951 mit seinem trefflichen „Kleinen Abc der Rechtschreibung, Zeichensetzung und Sprachlehre“ (der heute bereits eine Auflagenhöhe von 1 100 000 Exemplaren erreicht hat) zwei weitere Werke ähnlicher Art – eine Grammatik und eine Stilkunde – herausgebracht zu haben. Das Verdienst ist um so größer, als es sich um Pioniertaten handelt, die mit begrenzten Mitteln, im ersten Falle von einer kleinen Gruppe, im zweiten gar nur von einem einzelnen, unternommen wurden.

Wenn im folgenden mehr von den Mängeln als von den Vorzügen der „Kleinen Grammatik“ und des „Wegweisers“ die Rede ist, möge der Leser bedenken, daß dies vornehmlich aus zwei Gründen geschieht: einmal, um dem Wunsch des Verlags nach helfender Kritik und Verbesserungsvorschlägen zu entsprechen, und zum andern, weil ich im konkreten Aufzeigen, Besprechen und Untersuchen von Fehlern, Unklarheiten und fragwürdigen Formulierungen einen notwendigen Beitrag zur Verteidigung der deutschen Sprache sehe.

Die „Kleine Grammatik“ erfüllt im ganzen alle Ansprüche, die man billigerweise an eine kurzgefaßte Sprachlehre stellen kann, deren erklärter Zweck es ist, „der Praxis zu dienen“, das heißt vor allem, „die Sprache gebrauchen“ zu lehren. Auf weniger als 300 Seiten von Taschenformat

werden die Grundgesetze des Satzbaues und die Regeln der Beziehungslehre knapp, in übersichtlicher Ordnung und leichtverständlicher Darstellung behandelt. Die Art der Komposition ist neu, und manches andere auch. Bisher wurde in Anlehnung an die Grammatik der klassischen Sprachen (in denen die Beugung mit ihren Formen das Hauptmittel ist, um die Beziehungen der einzelnen Wörter eines Satzes zueinander kenntlich zu machen) fast immer von der Formenlehre oder Morphologie gesprochen. Da im Deutschen, infolge des Wegfalls der meisten Endungen, die Flexion nicht mehr die gleiche Bedeutung hat wie im Lateinischen oder Griechischen, sondern nur noch *ein* syntaktisches Mittel neben anderen, gleichwertigen (Wortstellung, Stimmführung, Wortart) ist, wird in der „Kleinen Grammatik“ die Morphologie folgerichtig zur Lehre von den Beziehungsmitteln erweitert. Auch geht diese Grammatik, anders als die meisten älteren, vom Satz und nicht vom Wort oder Laut aus. So macht sie dem Benutzer schon durch ihre Anlage klar, daß er die Einzelperscheinungen in der Sprache wie die Einzelperscheinungen in der Gesellschaft nur dann richtig auffaßt, wenn er sie in ihren Beziehungen zueinander, als Teile eines Ganzen, nicht jedoch als völlig unabhängige, für sich selbst bestehende Erscheinungen sieht. Auf diese Betrachtungsweise wird im Vorwort, besonders aber im Schlußteil verwiesen, wobei dieser auch noch den Ausblick auf eine weiter vervollkommnete Grammatik eröffnet, die „den Satz als einen eingeordneten Funktionsteil innerhalb einer größeren Einheit, der ‚Satzgemeinschaft‘“ behandeln wird.

Eine gute Einleitung, die das Wesen, die Aufgabe, die

Geschichte und die Terminologie* der Grammatik erklärt; ein reichgegliedertes Inhaltsverzeichnis und ausführliches Register; Beispiele für fast alle angeführten Regeln, Gebräuche und Verstöße, und gelegentliche Hinweise auf Stilprobleme erhöhen den Wert dieses nur scheinbar kleinen, in Wahrheit sehr gewichtigen Handbuches. Freilich wünschte man sich noch etwas mehr Beispiele (vor allem auch solche aus der zeitgenössischen Literatur, die bei der Auswahl allzusehr vernachlässigt wurde) und auch mehr stilistische Hinweise. Warum könnte nicht anstatt der bloßen bei-läufigen Bemerkung über die Vermeidbarkeit von „Bandwürmern“ beim Bau umfangreicher Satzgebilde an Hand von drei nebeneinander gestellten Proben der Unterschied zwischen einer wohlgeformten Periode, einem ungefügten „Schachtelsatz“ und einem schwerfälligen „Treppensatz“** gezeigt werden?

Damit bin ich schon bei meinen kritischen Änderungs- und Ergänzungsvorschlägen angelangt.

Zunächst ein Wort über die Sprache der Grammatik selbst! Obwohl im allgemeinen sauber und, dem Zweck entsprechend, schlicht, enthält sie doch eine Anzahl von Entartungen, die in einer Sprachlehre noch weniger am

* In der „Kleinen Grammatik“ werden, wie im Schullehrplan übrigens auch, die lateinischen Bezeichnungen verwendet; warum dies geschieht, ist ausreichend begründet. Ein besonderes Verzeichnis und das Register geben Auskunft über die entsprechenden deutschen Ausdrücke.

** Hier möchte ich etwas vorgreifen und aus Eduard Koelwels „Wegweiser“ die anschauliche Definition dieses Ungetüms zitieren, das aus einer Reihe von Daß-Sätzen besteht, von denen jeder dem vorangehenden untergeordnet ist, „wodurch der Eindruck entsteht, als schreite der Sprecher (oder Schreiber) eine Treppe Stufe für Stufe abwärts“.

Platze sind als in jedem andern Buch. Zu diesen gehört das im Zeitungsjargon so beliebte Verb *übererfüllen*, das höchstens als abschreckendes Beispiel einer – der Sprachlogik hohnsprechenden – Mißbildung angeführt werden dürfte, sich aber ungestraft in einem Exempel für den richtigen Gebrauch des Perfekts breitmacht. Auch eine Formulierung wie *die landschaftliche Gebundenheit ihres Deutsch* verdiente vor einer Neuauflage ausgemerzt zu werden; sie hat zu viel von dem leeren Schwulst an sich, der uns als üble Erbschaft der Hitlerzeit und ihrer Sprachverwilderung noch immer allzu häufig begegnet. Und der Relativsatz von dem *Dativ, der besser schriftsprachlich gemieden wird*, erscheint mir gar in dreifacher Hinsicht meidenswert: erstens wegen des überflüssigen Adjektivs *schriftsprachlich*; zweitens aus Gründen der syntaktischen Ästhetik, klingt er doch geschraubt und papieren, falls man hier überhaupt von „Klingen“ reden kann; und drittens, weil die Anwendung von *besser* in Fügungen wie *etwas besser nicht tun* oder *etwas besser meiden* eher dem englischen als dem deutschen Sprachgebrauch eigen sind, weshalb man *besser daran täte*, sie zu vermeiden.

Die „Kleine Grammatik“ ist ein Rat- und Lehrbuch. In einem solchen dürften die Maßstäbe nicht schwanken, insbesondere nicht bei zweimaliger Beurteilung ein und derselben Erscheinung. Wie soll sich der Ratlose und Lernbegierige einrichten, wenn er auf Seite 131 über die Ersetzung des Genetivs durch den Dativ im Besitzfall liest: *Es darf nie dazu kommen . . . deshalb nur „der Beruf meines Vaters“, nicht „meinem Vater sein Beruf“*, und dann auf Seite 134 das kategorische Verbot zu einer resigniert

unverbindlichen Mahnung gemildert findet: *In der Umgangssprache hat sich ein Dativ des Besitzers beim Substantiv gebildet, der besser schriftsprachlich gemieden wird (dem Freunde sein Buch) = das Buch des Freundes?*

Mit der Resignation und Unverbindlichkeit sollte überhaupt Schluß gemacht werden, wenn es gilt, Mißbräuche beim Namen zu nennen oder bei schwankendem Sprachgebrauch gegen das Schlechtere und für das Bessere Partei zu nehmen. Warum nicht klipp und klar sagen, daß Titel von Büchern, Dichtungen, Zeitungen usw. dekliniert werden müssen, anstatt nur zu bemerken, daß sie *in gutem Deutsch dekliniert werden?* Zum Teufel, was für ein Deutsch, wenn nicht gutes, ausschließlich gutes, läßt denn eine Sprachlehre gelten, die als Aufgaben der Grammatik aufzählt: „den guten Sprachgebrauch festzustellen, die meist unbewußt befolgten Sprachregeln zum Bewußtsein zu bringen, in Fällen der Unsicherheit zu leiten“? Und deshalb müßte auch in der Abhandlung von der Komparation, über die bloße Feststellung hinaus, daß *zusammengesetzte Präsenspartizipien schwanken*, eindeutig erklärt werden, daß *schwererwiegend* und *näherliegend* einwandfreie und darum bessere Steigerungsformen sind als die schlampigen Auchformen *schwerwiegender* und *nabeliegender*.

Eine ähnliche Sünde wider das Gebot, den guten Sprachgebrauch festzustellen (und, wie ich gleich hinzufügen möchte: zu verteidigen) und in Fällen der Unsicherheit zu leiten, liegt vor, wenn die Anwendung von *trotzdem* als Bindewort für einen untergeordneten Nebensatz geduldet, ja gebilligt wird: *Die Ansicht, daß „trotzdem“ als unterordnende Konjunktion falsch sei, läßt sich nicht aufrecht-*

erhalten. Warum? Nun, zwei Grammatiker, Paul und Stolte, haben so entschieden: „Trotzdem“ wird von Sprach-erziehern als subordinierende Konjunktion verpönt, zu Unrecht, da sich hier nur eine Entwicklung vollzieht, die bei andern Konjunktionen schon abgeschlossen ist. Auf die Gefahr hin, von den Herren Grammatikern in einen Topf mit den von ihnen offenbar wenig geschätzten Sprach-erziehern geworfen zu werden, wage ich ihnen zu widersprechen, obwohl (nicht: trotzdem) ihre Ansicht im Tone eines unumstößlichen Dekrets kundgetan wird. Folgten wir nämlich ihrem fatalistischen Rezept, so müßten wir uns beispielsweise damit abfinden, daß die Konjunktivformen aus dem Sprachgebrauch verschwinden, kann doch eine Entwicklung in dieser Richtung nicht geleugnet werden. Aber anstatt diese einfach hinzunehmen, tun wir etwas dagegen, und zu dem „wir“ gehört auch das Autorenkollektiv der „Kleinen Grammatik“, indem es mahnt: *Die Konjunktivformen, die wir noch besitzen, sind sprachgeschichtlich und klanglich so wertvoll, daß man sie gebrauchen soll.* Noch schwerer als die Rücksicht auf den sprachgeschichtlichen und klanglichen Wert wiegt, so dünkt mich, ein weiterer Grund: die Sorge um die Erhaltung des Sprachreichtums. Denn wohin sonst führt eine Entwicklung, die hier den Konjunktiv aufgibt, dort den bedeutungsvollen Unterschied zwischen *trotzdem* und *obgleich*, *obschon* usw. verwischt, wohin sonst führt eine solche Entwicklung als zu einer beispiellosen Verarmung, einer Verkümmernng der Sprache? Im übrigen wehrt sich, von allem andern abgesehen, auch der „Sprach-verstand“, der in dem Wort wohnt, gegen dessen Mißbrauch. Man mache einmal den Versuch und zerlege das

mißangewandte *trotzdem* in seine ursprünglichen Bestandteile (etwa in dem Satz: *Er bewirtete den Fremden, trotz dem er selbst wenig zu essen hatte*), und man wird so gleich feststellen, daß die dem zusammengesetzten Wort zu Unrecht aufgehalste unterordnende Funktion verlorengeht und erst durch Zuhilfenahme des gewöhnlichsten aller unterordnenden Bindewörter – eines *daß* – wiederhergestellt werden kann. (*Er bewirtete den Fremden, trotz dem, daß er selbst wenig zu essen hatte**), wogegen auch ein geteiltes *obzwar, wenngleich* usw. ohne die Stütze eines *daß* auskommt.

An mehreren Stellen wünschte man sich die Regeln und Vorschriften der „Kleinen Grammatik“ genauer gefaßt oder ergänzt. So sollte nicht nur gesagt werden, daß *bei einigen reflexiven Verben das Genetivobjekt steht*, sondern auch, daß diese Verbindung in gewissen Fällen die einzig mögliche ist, während in anderen eine Alternative besteht: *sich eines Dings erinnern* und *sich an ein Ding erinnern*.

Auch die zwei kurzen Absätze, die vom Gebrauch der Präposition *außer* handeln, bedürfen einer präziseren Fassung. So richtig es ist, nach der allgemeinen Regel *Ich bin außer mir* zu schreiben, so fragwürdig erscheint es, sich an die Regel und nicht an die Ausnahme zu halten, wenn

* Genau diese Form – das in seine Bestandteile zerlegte *trotzdem* plus einem *daß* – findet sich übrigens bei Adalbert Stifter. Im „Hochwald“ heißt es: „*Ich habe es ja auch nicht geglaubt*“, sagte Johanne treuherzig; „*aber da ich zubörte und sah, wie unsere Mägde fast erleichteten, so schauderte es mich auch, und trotz dem, daß ich geben wollte, borchte ich doch wieder auf seine Worte hin . . .*“

außer mit dem Verb *kommen* in Verbindung gebracht wird: *Komm nicht außer dir!* Sprachgefühl und Logik fordern da wohl den Akkusativ statt des Dativs: *Komm nicht außer dich*, als eine Lösung wie in den von der „Kleinen Grammatik“ erwähnten Ausnahmefällen: *außer allen Zweifel setzen* und *außer den Zusammenhang gestellt*.

Anders wieder steht es um den Abschnitt über *die Deklination der Adjektive, die ganz und gar zu Substantiven geworden sind* und deshalb *nur noch schwach dekliniert* werden dürfen. Hier wäre eine Lockerung der allzu starr formulierten Vorschrift ratsam. Kann man denn überhaupt von ganz und gar, sozusagen unwiderruflich zu Hauptwörtern gewordenen Eigenschaftswörtern sprechen? Muß man nicht vielmehr – da die Grammatik, wie die Sprache selbst, etwas Lebendiges ist – die Entwicklung vom Adjektiv zum Substantiv als einen fließenden Prozeß auffassen, eine Art Meeresbewegung mit Vor und Zurück? Sind die Grenzen zwischen dem schon und dem noch nicht ganz und gar zum Substantiv gewordenen Eigenschaftswort nicht elastisch? Man wird mir vielleicht solche, augenscheinlich völlig zu Substantiven gewordene Adjektive wie *die Blondine, der Invalide, die Elektrische* entgegenhalten, aber ist es nicht bemerkenswert, daß dies Fremdwörter sind, deren ursprüngliche Adjektiv-Funktion nicht ohne weiteres bekannt ist? Doch wie dem auch sei, ich glaube mit gutem Gewissen dafür eintreten zu dürfen, daß in gewissen Fällen auch ganz und gar zu Substantiven gewordene (oder von den Grammatikern dazu ernannte) Adjektive nicht nur schwach, sondern auch stark dekliniert werden können, daß es also dem Sprachempfinden des einzelnen anheim-

gestellt sei, entweder *zwei Berliner Weißen* und *zwei Geraden* oder *zwei Berliner Weiße* und *zwei Gerade* zu schreiben.

Allzu eng scheint mir auch die Aussage über jene *persönlichen Verben* gefaßt, die nach der „Kleinen Grammatik“ *nur in der dritten Person gebraucht werden dürfen*. Das als Beispiel angeführte Verb *blühen* wird mitnichten ausschließlich so (*Der Baum, die Blume, das Maiglöckchen blüht*), sondern auch in der ersten und zweiten Person verwendet. Eine Wendung wie: *Da blühst du einsam* ist in der Poesie, aber auch in gehobener oder ironischer Prosa durchaus am Platze, und an dem Satz: „*Wir blühen und gedeihen erst richtig, seitdem wir die Last nicht mehr zu tragen haben*“, wird niemand etwas Unrichtiges, ja auch nur Ungewöhnliches finden.

Was die „Kleine Grammatik“ über das nachgestellte endungslose Adjektiv zu sagen hat – daß es vornehmlich in dichterischer Sprache gebraucht wird: *Röslein rot*, doch auch der stärkeren Hervorhebung von Eigenschaften dient: *Der Junge, klein, aber gewandt, turnte ausgezeichnet* – sollte vielleicht durch den Hinweis ergänzt werden, daß bei der zweiten Anwendungsart das Adjektiv fast niemals einzeln, sondern gewöhnlich zu zweit, wie in dem oben zitierten Beispiel, oder zu dritt auftritt: *Ein Heer von Bettlern, zerlumpt, rüdig und heißhungrig, fiel über die Stadt her*.

Unvollständig und deshalb unklar und zu Mißverständnissen verleitend ist die Formulierung, daß es sprachwidrig sei, auf „und“ *sofort das Verb folgen zu lassen, wie es im kaufmännischen Stil beliebt* ist: . . . *und übersenden wir*

*Ibnen unsere Preisliste, anstatt . . . und wir übersenden
Ibnen unsere Preisliste.* Eine vervollständigte, keinerlei
Mißdeutung zulassende Formulierung könnte so lauten: es
ist sprachwidrig, auf ein „und“, das zwei Hauptsätze ver-
bindet, sofort das Verb mit nachgestelltem persönlichem
Fürwort (also in Inversion) folgen zu lassen; denn in an-
deren Fällen ist die unmittelbare Aufeinanderfolge von
„und“ und Verb ohne weiteres möglich: *Wir essen und
trinken gern in größerer Gesellschaft.*

Über die Beispiele wurde bereits im allgemeinen be-
merkt, daß sie vermehrt werden sollten. Dies ist vor allem
deshalb wünschenswert, weil bei einigen wichtigen Regeln
die „Illustration“ durch anschauliche Exempel fehlt oder
ungenügend ist. So müßte, um nur einen Fall herauszugrei-
fen, das ziemlich schwierige Kapitel von den *weiterführenden
Nebensätzen* gleich zu Beginn (und nicht erst in einem
Anhang) Proben der unzulässigen, sogenannten *falschen
Relativsätze* (die etwas ganz Neues, im Hauptsatz noch
nicht Ausgesagtes aussagen) enthalten. Denn erst wenn
der unerfahrene und darum ratsuchende Leser mehrere
Proben samt „Richtigstellungen“ vor sich hat (etwa der
Art: „Anstatt *Max unternahm eine Geschäftsreise, die er
zweimal wiederholte*, muß es heißen: *Max unternahm eine
Geschäftsreise, diese wiederholte er zweimal*“) – erst dann
wird er sofort wissen, was er mit der Vorschrift, anstelle
eines Relativsatzes, der die Handlung fortführt, einen
Hauptsatz zu setzen, in der Praxis anfangen soll. Dort, wo
Beispiele zur Genüge verwendet werden, sind sie mit-
unter mehrdeutig oder zu wenig einprägsam, kurz, nicht
wirklich beispielhaft. Wieder sei nur ein Fall erwähnt. Es

handelt sich um die ungewöhnlichen, in letzter Zeit freilich häufiger vorkommenden *Abstrakta im Plural*. Als Beispiel werden *die Abendröten* und *die Morgenfrühen* genannt. Nun sind aber diese beiden Begriffe für die meisten Menschen keineswegs abstrakter, sondern sehr konkreter Natur (wie *die Sonnenuntergänge* oder *die Windstillen*), und so verliert das Beispiel seine Beweiskraft.

Zu den stilistischen Hinweisen, von denen ebenfalls schon und in ähnlichem Sinne wie von den Beispielen die Rede war, ließe sich mancherlei sagen, doch will ich mich auch hier mit einer Auswahl meiner Einwände begnügen. Da wäre zunächst die Frage, ob es angeht, ein Stilübel von solcher Häßlichkeit und Gefährlichkeit, wie es die Ersetzung des kräftigen Verbs durch die Kombination von blassem Zeitwort und Hauptwort ist (*unter Beweis stellen* anstatt *beweisen*), völlig kritiklos mit den gleichgültigen Worten „Es ist Mode geworden“ zu registrieren? Mir scheint da eine ebenso erstaunliche wie gewichtige Unterlassungssünde vorzuliegen. Erstaunlich ist auch, daß von der grammatisch zulässigen, aber die Schönheit der Sprache grob verletzenden Aneinanderreihung zweier Präpositionen (*mit vor Freude strahlenden Augen* oder *eine Summe von über 1000 Mark*, oder *Bücher von vor hundert Jahren*) nicht eindeutig abgeraten wird. Natürlich müßte dabei gesagt werden, wie man es besser machen kann: *mit freudestrahlenden Augen* oder *eine Summe von mehr als 1000 Mark*, oder *Bücher aus der Zeit vor hundert Jahren*. Schließlich sollte – angesichts der Tatsache, daß das willkürliche Hin- und Herspringen aus einer Zeit in die andere zu den Hauptlastern unserer heutigen Literatursprache gehört –

die allzu sanfte Warnung vor dem *unnötigen und zu häufigem Gebrauch des Wechsels von Imperfekt und Präsens* verstärkt werden, zumal die Autoren der „Kleinen Grammatik“ sich ihr Beispiel *erlaubten Zeitenwechsels bei jähem Handlungsumschwung* aus einem wahrhaftig nicht in musterhaftem Deutsch geschriebenen Zeitungsbericht über ein Fußballwettspiel holen mußten.

*

Eduard Koelwels „Wegweiser zu einem guten deutschen Stil“ beginnt mit dem bekannten Marx-Zitat von der Sprache als unmittelbarer Wirklichkeit des Gedankens, er schließt mit einem alten Weisheitsspruch aus unbekanntem Mund: „Das Schwerste klar und allen faßlich sagen, heißt aus gediegenem Golde Münzen schlagen.“ Das ist ein anspruchsvoller Rahmen. Und anspruchsvoll sind auch – trotz scheinbarer Bescheidenheit ihres Inhalts und offenkundiger Bescheidenheit, ja Dürftigkeit ihrer Fassung – die einleitenden Sätze einer Vorbemerkung, in denen es heißt, der Verlag hoffe mit diesem Wegweiser dem Wunsche vieler Leser entgegenzukommen, „da in neuester Zeit kein Buch erschienen ist, das in leicht faßlicher Form über die wesentlichsten Fragen des Stils unterrichtet und praktische Ratschläge erteilt“. Denn es gibt in unserer heutigen Sprachsituation kaum ein kühneres Vorhaben als die Schaffung eines knappen, gemeinverständlichen Handbuchs, das seine Benutzer zuverlässig durch den Dschungel der Stilverschlammlung leitet. Glücklicherweise wird das allzu großzügige Versprechen der ersten durch die folgenden Sätze eingeschränkt, in denen nüchtern und zurückhaltend be-

merkt wird, daß *nicht nur ein* guter deutscher Stil existiert; daß *nicht nur ein* Weg zur Meisterschaft führt; und daß in dem vorliegenden Wegweiser *nur ein* Mann seine „Ansichten und Erkenntnisse“ vertritt, in der maßvollen Erwartung, „dem jungen lernenden Menschen manche Aufklärung“ und „dem gereiften Leser viele Anregungen“ bieten zu können.

Dergestalt vernünftig begrenzt, verspricht das Buch nicht mehr, als es zu halten vermag; nicht mehr, als es im großen und ganzen auch hält... und schon das ist eine gute, eine löbliche Sache.

Einfache Problemstellung, eine Fülle von Beispielen – solchen, die als Muster dienen, und solchen, die warnen und abschrecken sollen – und eine auf langjähriger Lehrererfahrung fußende, zweckmäßige Anordnung des Stoffes stellen besondere Vorzüge des kleinen Buches dar.

Die Fehler und Schwächen des „Wegweisers“ rühren zum guten Teil daher, daß Koelwel sich vor gewissen Fallstricken, die dem Verfasser einer Stilkunde sozusagen notwendigerweise auflauern, nicht genügend in acht nimmt und folglich in ihnen hängenbleibt.

Ich denke da vor allem an die Gefahr, durch die eigene Sprachpraxis in Widerspruch zu der eigenen Theorie zu geraten. Leider tappt Koelwel des öfteren in diese Schlinge. Er führt zum Beispiel eine ganze Reihe von Aussprüchen Luthers, Lessings, Goethes, Schopenhauers und Wilhelm Liebknechts über den Zusammenhang zwischen klarem Denken und einfachem (eben deshalb auch schönem) Stil an und zieht daraus die gebieterische Schlußfolgerung: „Schreibe ehrlich und schlicht!“ Aber zwischen die Zitate

aus den Schriften der „stilsicheren Männer aller Zeiten“ und sein „Kerngebot“ pflanzt er einen Satz, der geradezu ein Muster schwulstigen und verwaschenen Stils ist: *Es gilt für den Schriftsteller, der zu echter Volkstümlichkeit kommen will, in seinem Bemühen um den guten Stil einer klaren, der Wirklichkeit zugewandten Lebensanschauung teilhaftig zu sein.* Als ob man das nicht ehrlich und schlicht, und mit halbem Aufwand, ausdrücken könnte: *Schriftsteller, die gut und volkstümlich schreiben wollen, müssen eine klare, wirklichkeitsnahe Vorstellung vom Leben haben.* Gespreizt und falsch gebaut ist auch der Satz: *In dem Bestreben, die Einheit unseres Volkes zu schützen und zu wahren, drängt sich uns auch die Pflege unserer Muttersprache ans Herz.* Nehmen wir ihn einmal unter die Lupe! Auf wen oder was bezieht sich der Satzteil: „In dem Bestreben, die Einheit unseres Volkes zu schützen und zu wahren“? Auf den Satzgegenstand, wenn wir die Antwort in der Sprachlogik und in den Gesetzen der Syntax (der Lehre vom Satzbau und den Beziehungsmitteln) suchen, und der Satzgegenstand ist in diesem Falle „die Pflege“. Fragen wir uns aber, was der Autor sagen wollte, so kommen wir zu dem Schluß, daß er „Bestreben“ auf „uns“ bezogen hat. Aber ist es denn überhaupt die Pflege, die sich uns ans Herz drängt, wie der Satz behauptet? Ist es nicht vielmehr die Muttersprache, deren Pflege uns dann am Herzen liegt? Auch fragt sich, ob man die Einheit der Sprache schützen kann, ohne sie zu wahren, und wahren kann, ohne sie zu schützen? Und wie soll der lernbegierige Leser, dem nachdrücklich erklärt wird, daß der „Wegweiser“ weniger eine Sprachlehre als „eine Lehre des guten

Ausdrucks“ ist, wie soll dieser Leser seinen Sinn für die Güte, die Schönheit des Stils schärfen, wenn er auf folgende – durch die Aneinanderreihung dreier Genetive erzeugte – stilistische Mißgestalt stößt: *Von Luther bis zur Gegenwart haben sich Künstler des Wortes der Imperfekt der starken Verba als Stilmittel bedient*. Gewiß, von den drei Genetiven hängen nur die zwei letzten zusammen, und beim Sprechen wird man wohl zwischen dem ersten und zweiten eine Pause einschalten . . . aber wir haben hier nicht einen gesprochenen, sondern geschriebenen Satz, noch dazu in einer Stillehre vor uns. Auch könnte man es so leicht besser und schöner machen: *Von Luther bis zur Gegenwart haben Künstler des Wortes die starken Imperfektformen (oder: die Imperfektformen der starken Verben) als Stilmittel angewandt*.

Etwas verwickelter als bei den Widersprüchen zwischen der Lehre vom Stil und dem Stil der Lehre sind die Dinge dort, wo es sich um die Siege eines andern Fallstricks über den Verfasser des „Wegweisers“ handelt – um die Siege der Verlockung, die eigene Vorliebe für diese oder die eigene Abneigung gegen jene Ausdrucksform als allgemeingültige Regel hinzustellen. Da, wie schon vorher bemerkt, *nicht bloß ein* guter deutscher Stil existiert, wird man dem Autor einer Stilkunde das Recht zubilligen müssen, unter mehreren zulässigen Ausdrucksweisen eine für schöner als die übrigen zu halten und dies auch zu sagen. Er muß dabei freilich behutsam vorgehen und darf seine Geschmacksrichtung nicht für die alleinseligmachende ausgeben. Doch gerade das tut Eduard Koelwel zu wiederholten Malen.

So ist ein Urteil, daß das hinweisende Fürwort *derjenige* veraltet wirkt, nur bedingt richtig. Es kommt darauf an, in welchem Zusammenhang man das Fürwort gebraucht. Was ist gegen den Satz einzuwenden: *Diejenigen, denen unsere Argumente nicht gefallen, sollen sie zuerst einmal widerlegen?* Er klingt um nichts schlechter, ja vielleicht besser als *Die, denen unsere Argumente nicht gefallen . . .*, und er macht es uns möglich, das erste Wort viel stärker zu betonen, als dies eine dritte Fassung *Wem unsere Argumente nicht gefallen, der soll sie zuerst einmal widerlegen* erlaubt. Und gerade eine solche Betonung mag unter Umständen erwünscht oder notwendig sein.

Auch bei der Verurteilung des bezüglichen Fürworts *welcher* als schwerfällig geht Koelwel zu weit. Er selbst läßt eine Ausnahme zu: In einem Satze wie „*Die, die die Maßnahmen der Regierung nicht billigen . . .*“ wäre doch wohl den Sprachempfindlichen erlaubt, das den Relativsatz einleitende „*die*“ durch „*welche*“ zu ersetzen und folglich „*Die, welche die Maßnahmen nicht billigen*“ zu schreiben. Abgesehen davon, daß mir hier der Gebrauch von *welche* nicht bloß erlaubt, sondern dringend geboten erscheint, kann ich mir Fälle vorstellen, in denen der Sprachrhythmus eines Satzes oder Satzgeflechtes anstelle des einsilbigen *der* das zweisilbige *welcher* verlangt. (Für die, welche sich in dieses Problem tiefer versenken wollen, hat Karl Kraus eine ganze Abhandlung über den unterschiedlichen Charakter der Relativpronomina *der* und *welcher* und ihre verschiedene Anwendungsart geschrieben; siehe „Hohe Schule der Sprache“, Seite 97). Und so, wie man *welcher* nicht immer als schwerfällig bezeichnen kann, kann

man die Formen *niemandem* und *niemanden*, *jemandem* und *jemanden* nicht in Bausch und Bogen als verquältes Deutsch abtun. Die Sprachmelodie eines Satzes mag auch hin und wieder diese etwas ungewohnten längeren Formen (anstelle von *niemand* und *jemand*) erfordern.

Ganz und gar nicht einverstanden bin ich mit Koelwels Vorschrift, daß das rückbezügliche *sich* im erweiterten Nebensatz *stets an zweiter Stelle zu stehen hat*, und daß Zuwiderhandelnde einen *Mangel an Musikalität* verraten. Wie schulmeisterlich Lehre und Urteil sind, wird einem erst so richtig offenbar, wenn man mit einem von Koelwel gerügten Satz verfährt, wie er es anrät: „*Es traf sich natürlich und richtig, daß nach Adrians Hinzukommen die Landschaft draußen sich ins Bedeutende zu heben, und, allerdings aus der Ferne noch, verschneite Hochwelt hereinzublicken begann.*“ (Umzustellen: daß sich nach Adrians Hinzukommen!) Man überzeuge sich durch lautes Lesen, wie die Umstellung den Satzton und damit die Güte des ganzen Gefüges beeinflusst. Nun, ich, für meinen Teil, stelle beim lauten Lesen fest, daß die zwei *sich* durch die Umstellung zu nahe aneinandergerückt sind, was störend wirkt, und daß auch das Gefälle der Satzmelodie, das vorher einen getragenen Charakter hatte, in Unordnung geraten ist. Und als Pointe kommt noch hinzu, daß der von Professor Koelwel für mißraten angesehene und deshalb ins Streckbett gesteckte Satz aus dem „Doktor Faustus“ stammt, also einem Werk, dem man, wie seinem Verfasser Thomas Mann, gewiß nicht Mangel an Musikalität vorwerfen kann.

Nicht ganz so verschroben wie die eben erwähnte Stil-

vorschrift, aber immerhin recht bedenklich erscheint mir die uneingeschränkte Empfehlung von lautnachahmenden Verben, insbesondere von gewissen, *das Sprechen eines Menschen kennzeichnenden Schallwörtern* aus dem Dialekt: *quärksen, gacksen usw.* Hier hätte sich Koelwel nach einem seiner großen Vorgänger, dem Autor des „Buchs von der deutschen Poeterey“, Meister Martin Opitz, richten sollen, der da schreibt: „Die zierlichkeit erfodert das die worte reine vnd deutlich sein. Damit wir aber reine reden mögen, sollen wir vns befeissen deme welches wir Hochdeutsch nennen besten vermögens nach zue kommen, vnd nicht derer örter sprache, wo falsch geredet wird, in vnser scharfften vermischen.“ Wie es denn auch nicht von Schaden wäre, wenn sich im „Wegweiser“ an dieser oder einer andern Stelle eine Warnung vor dem Gebrauch ungewöhnlicher Dialektausdrücke fände, etwa in der Art von Maxim Gorkis Mahnung in den „Literaturkritischen Aufsätzen“, sich vor „dialektgebundenen Wendungen“ zu hüten, da „örtlich gebundene Redewendungen, ‚Provinzialismen‘, sehr selten die Literatursprache bereichern, sie dagegen öfter verhunzen, indem sie ihr untypische und unverständliche Wörter hinzufügen.“

In seinen Ausführungen über Bilder und Vergleiche haut Koelwel – um im Rahmen des Metaphorischen zu bleiben – nach zwei entgegengesetzten Seiten über die Stränge. Bei der Empfehlung gewisser Figuren und dichterischer Worte ist er zu weitherzig und wahllos. Die *hügelsichtige Silhouette* und das *frostige Quietschen* mögen originelle Metaphern sein, eine bildhafte Vorstellung jedoch vermitteln sie nicht; aber gerade darauf kommt es bei Sprachbildern

an, besonders wenn sie in einer Stilkunde lobend hervorgehoben werden. Andererseits erweist er sich als zu engherzig: sein striktes Gebot, daß *feststehende Redensarten nicht verändert oder erweitert werden dürfen*, liefe, wenn anerkannt und befolgt, darauf hinaus, ein uraltes Mittel der humoristischen und ironischen Darstellungsweise außer Kraft zu setzen. Ich spreche da, offen gestanden, auch in eigener (literarischer) Sache, heißt es doch von dem Helden der Erzählung „Der Traum des Friseurs Cimbura“: Er „war ein bescheidener Mensch; seine Wünsche waren billig, seine Träume mager; *seine Bäume wuchsen nicht in den Himmel.*“ Obwohl das Sprichwort *Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen* verändert wurde, erscheint mir die abgewandelte Form weder unerlaubt noch unnatürlich. Übrigens hat Koelwel auch dort, wo er es in der Praxis, nicht nur in der Theorie, mit Metaphern zu tun bekommt, mitunter keine sehr glückliche Hand. So beschreibt er die Periode folgendermaßen: *„Die Sätze schwellen an, verbinden sich zu einem Gefüge, steigen wie ein Springbrunn auf; ihre krönende Kuppel glitzert im Licht.“* Innerhalb eines einzigen Satzes wird ein grammatisches Gefüge zum Springbrunnen, und dieser bekommt eine krönende Kuppel . . . Man versuche, sich das vorzustellen! Es geht nicht? Wozu dann aber die ganze metaphorische Ausdrucksweise, wenn sie kein Bild vermittelt? Wozu das ausführliche Kapitel von der *Anschaulichkeit der Sprache*, wozu solche guten Lehren wie diese: *Jeder kann in Wort und Schrift durch treffende, besonders geprägte Vergleiche seine Gedanken plastisch-deutlich machen und oftmals zu künstlerischer Wirkung führen, voraus-*

gesetzt, daß der Vergleich nicht nur gut gewählt ist, sondern auch folgerichtig durchgeführt wird?

Hiermit habe ich so gut wie alle meine Einwände vorgebracht. Es bleibt nur noch der Wunsch, Eduard Koelwel möge in eine Neuauflage neben dem jetzt vorhandenen einzigen negativen auch das eine oder andere positive Beispiel Kleistschen Stils aufnehmen. Darauf hat nicht nur dieser großartige Sprachkünstler, darauf hat auch der Lernende ein Recht. Und da ich schon bei den Stilproben bin: der lange Auszug aus einer Schrift Kaßners sollte in künftigen Auflagen des „Wegweisers“ fehlen; er gehört nicht in ein Buch, das mehrmals und mit Nachdruck auf die Untrennbarkeit von Form und Inhalt hinweist – auch dann nicht, wenn entschuldigend erklärt wird, daß an der betreffenden Stelle nur *die Form interessiert*, nicht der teilweise *anfechtbare Inhalt*.

Ich bin am Ende meiner Kritik angekommen. Und nun werden vielleicht manche Leser fragen, ob nicht zuviel Raum und Bemühen auf die Besprechung zweier kleiner Bücher verwendet wurde. Ihnen möchte ich mit den Zeitgenossen des Dichters Li Tai-po antworten. Man fragte Li Tai-po einmal, womit er begänne, wenn er ein Land zu verwalten hätte. „Ich würde den Sprachgebrauch verbessern“, antwortete der Meister. Seine Zuhörer waren erstaunt. „Das hat doch nichts mit unserer Frage zu tun“, sagten sie, „was soll die Verbesserung des Sprachgebrauchs?“ Der Meister erwiderte: „Wenn die Sprache nicht stimmt, so ist das, was gesagt wird, nicht das, was gemeint ist. Ist das, was gesagt wird, nicht das, was gemeint wird, so kommen die Werke nicht zustande. Kommen die Werke nicht

zustande, so gedeihen Moral und Kunst nicht. Gedeihen
Moral und Kunst nicht, so trifft die Rechtspflege nicht.
Trifft die Rechtspflege nicht, so weiß die Nation nicht, wo-
hin Hand und Fuß setzen. Also dulde man keine Willkür
in den Worten.“

HOHE SCHULE DER SPRACHE

Zur Neuauflage der „Sprache“ von Karl Kraus

Die Sprache

Mit heißem Herzen und Hirne
naht ich ihr Nacht für Nacht.
Sie war eine dreiste Dirne,
die ich zur Jungfrau gemacht.

Karl Kraus, „Worte in Versen“

Es ist bedauerlich, daß noch keiner unserer Verlage eine Auswahl aus den Werken von Karl Kraus herausgebracht hat. Hierin sind uns die Westdeutschen voraus, wenn auch die – sehr schön gedruckte und gediegen aufgemachte – Ausgabe des Münchener Kösel-Verlags wegen ihres hohen Preises und ihrer niedrigen Auflage nicht allzu viele Leser finden dürfte. Gewiß, da ist die Hürde der Verlagsrechte, und es wird vielleicht schwer sein, von den Inhabern der Urheberrechte, die in London und New York sitzen, eine Lizenz zu erhalten. Aber versuchen sollten es unsere Verleger doch. Schon die Aussicht, ein solches Werk wie „Die Sprache“ den Schriftstellern, Sprachwissenschaftlern, Lehrern und überhaupt allen Liebhabern unserer Muttersprache in der Deutschen Demokratischen Republik zugänglich zu machen, ist einen erheblichen Aufwand an Mühe und Geld wert!

„Die Sprache“ erschien bereits einmal: in Wien Anno

1937. Der damalige Herausgeber, Dr. Philipp Berger (während der Nazizeit nach Polen verschleppt und dort umgebracht), beschränkte sich darauf, das von Karl Kraus noch vor seinem Tod zusammengestellte und korrigierte Manuskript „gewissenhaft zu betreuen“, eingedenk eines Satzes, den der Verfasser gleichsam als Mahnung an die Verwalter seines literarischen Nachlasses hinterlassen hatte: „Mir liegt auch 30 Jahre nach meinem Tode mehr an einem Komma, das an seinem Platze steht, als an der Verbreitung des ganzen übrigen Textes.“ Auf ein kritisches oder erläuterndes Nachwort verzichtete Dr. Berger.

Der neue Herausgeber, Heinrich Fischer, ist von der Praxis seines Vorgängers abgewichen. Er hat den Text selbst um vier Stücke – insbesondere die ebenso gewichtige wie schwierige und reizvolle Betrachtung über „Subjekt und Prädikat“ – vermehrt, wofür wir ihm Dank wissen. Auch die „Anmerkungen“ stellen eine Bereicherung dar, und ebenso muß die Zusammenfassung der Erscheinungsdaten aller Aufsätze in einer besonderen „Bibliographischen Notiz“ als Verbesserung gegenüber der Erstausgabe gewertet werden.

Recht fragwürdig erscheint uns dagegen das Nachwort, einmal deshalb, weil es Karl Kraus losgelöst von seinem historischen, politischen, sozialen und literaturgeschichtlichen Hinter- und Untergrund betrachtet, und zum anderen wegen seiner völlig unkritischen, beinahe verzückten Haltung dem Mann und dem Werk gegenüber – ganz abgesehen von allerhand Ausflügen ins Tiefgeschwätz über den „metaphysischen Zwang“ des „Egozentrikers der Kunst“, das göttliche Zentrum der Sprache in sich selbst aufzu-

spüren“, und dergleichen mehr. Immerhin finden sich in Fischers Nachwort auch interessante Hinweise auf die Ähnlichkeit zwischen gewissen Formulierungen von Kraus und solchen von Lessing und Jean Paul, und die treffende Beobachtung, daß „Karl Kraus alles, was ihn bewegte: Eros, Krieg, Technik, Chaos, Auflösung und Glauben, immer erst ganz tief im Reich der Sprache und durch deren Medium zu erfassen schien, so daß er vielleicht dem ‚Leben‘ ferner stand als andere Dichter, doch der Sprache näher, die ihm gewissermaßen zur ersten Natur wurde“. Ja, Kraus stand wirklich dem Leben ferner als der Sprache. Das zeigt sich nicht zuletzt darin, daß er gewisse Symptome des Zerfalls und der Verderbtheit seiner – der bürgerlichen österreichischen – Welt mit großartiger Scharfsicht erkannte und satirisch „vernichtete“, aber immer nur in ihrer Erscheinungsform als sprachliche Barbarismen. Dabei sei weder verkannt noch verschwiegen, daß der Kampf, den Karl Kraus fast vier Jahrzehnte lang mit einzigartiger Leidenschaft gegen die Wiener Presse als Sprach- und Sittenverderberin, als Korruptionsherd und Instrument der Kriegsverherrlichung führte, eine große kulturpolitische und politische Bedeutung hatte. Aber davon – oder von seiner Größe als satirischer Entlarver dekadenter Literatur- und Philosophiemoden, ob es sich nun um Georgeschen Aristokratismus und Ästhetizismus oder um psychoanalytische Scharlatanerie handelt – zu reden, hieße den Rahmen dieser Betrachtung sprengen. Hier soll nur von dem besessenen Sprachkünstler und -kenner die Rede sein. Ihm verwandelte sich die Waffe des Worts („Waffe nicht allein, vielmehr der Wert, nicht das, womit nur, nein, wofür er kämpft“)

– weil er sie nur gegen die Sprachabbilder der Barbarei anwandte, ohne deren gesellschaftliche Wurzeln zu sehen – zu einem metaphysischen Instrument, das letzten Endes um seiner selbst willen gebraucht wurde. Ein Herausgeber oder Kritiker, der das Leben ohne die metaphysisch-egozentrischen Anführungszeichen des anbetenden Kraus-Jüngers anschaut, könnte gerade hier den Schlüssel zum Verständnis der Grenzen und Unzulänglichkeiten des großen Sprachkünstlers, Kritikers und Schriftstellers Karl Kraus finden. Jener Grenzen, die ihn gegen Ende seines Lebens resignierend und unter Preisgabe seiner Würde verstummen ließen, als es galt, schärfer gegen die Barbarei zu reden denn je zuvor. Und jener Unzulänglichkeiten, die ihn aus der inbrünstig geliebten Sprache – einem, seiner Meinung nach, „selbständigen“ Wesen – schließlich einen Fetisch, aus der Sprachkritik ein Haarespalten, aus der Sprachschöpfung eine Art Spiel machen ließen. Um diese seltsame, von ihm selbst einmal „erotisch“ genannte, Beziehung zur Sprache voll zu erfassen, lese man den Schluß seines Essays „Heine und die Folgen“ nach: „Die Sprache war ihm zu Willen. Doch nie brachte sie ihn zu schweigender Extase. Nie zwang ihn ihre Gnade auf die Knie. Nie ging er ihr auf Pfaden nach, die des profanen Lesers Auge nicht errät, und dorthin, wo die Liebe erst beginnt. O markverzehrende Wonne der Spracherlebnisse! Die Gefahr des Wortes ist die Lust des Gedankens. Was bog dort um die Ecke? Noch nicht ersehen und schon geliebt! Ich stürze mich in dieses Abenteuer.“

Aber auch wenn man derart kritisch gewappnet an die Lektüre der „Sprache“ herangeht und in ihrem Verlauf

seine Vorbehalte durch manche Glosse und manchen Aufsatz bestätigt findet, wird man immer wieder von Entzücken und Bewunderung über den Sprachwitz, das Sprachgefühl, die Sprachgewalt und die Sprachkenntnis, die sich auf jeder Seite kundtun, erfüllt werden. Die in den vier Kapiteln von der „Sprachlehre“ enthaltenen Glossen bilden zusammen eine Art Fibel des Umgangs mit der Sprache und ihren Nücken und Tücken. Wie exakt wird da, um nur ein Beispiel aus vielen herauszugreifen, die gedankenlose Metaphernproduktion seziert:

„Über ein Shakespeare-Wörterbuch schreibt in der Neuen Freien Presse ein Herr, der mit dem Wort auf einem so beschaffenen Fuß steht: Shakespeares Welt sei eine Insel der Seligen, die ‚jeder verlangenden Hand ihre goldenen Früchte reicht‘. *Allerdings auch ein Eden mit einigen Bäumen der Erkenntnis, von denen es mehr als genug harte Nüsse zu brechen gilt.* Abgesehen von der Schwierigkeit der Vorstellung, daß es etliche Bäume der Erkenntnis gibt und daß es Nußbäume der Erkenntnis sind, kann man von einem solchen zwar Nüsse ‚brechen‘, nämlich pflücken, aber für die Schwierigkeit dieses Brechens ist es völlig irrelevant, ob sie mehr oder weniger hart sind. Eine ‚harte‘ Nuß brechen kann nur heißen: sie aufbrechen, nachdem sie schon vom Baum gebrochen ist. Das meint er aber nicht, sondern er meint, daß es die Früchte vom Baum der Erkenntnis zu brechen gilt, was wieder darum seine Schwierigkeit hat, weil es ja verboten ist. Item, er meint, es gelte, die Nüsse von den Bäumen zu brechen . . .“

Die Stücke „Der Reim“ und „Vom Bäumchen, das andere Blätter hat gewollt“ bieten auch dem Sprachkenner

neue Erkenntnisse oder zeigen ihm alte in unbekannter Beleuchtung. Die Betrachtung über „Der und welcher“ sollte zur Pflichtlektüre für Schriftsteller und Deutschlehrer erklärt werden, zeigt sie doch schlüssig, wieviel Lebenskraft und Eigenart in dem – seit des guten Wustmann „Sprachdummheiten“ fast von allen Stilistiken und Sprachlehren in Acht getanen – Relativpronomen „welcher“ steckt und wie falsch es darum wäre, auf seine Verwendung zu verzichten. Falsch, weil uns ein solcher Verzicht der Möglichkeit berauben würde, einen Relativsatz, der bloß ein Merkmal und nicht den vollen Begriff darstellt, schon äußerlich durch das Pronomen „welcher, welche, welches“ von einem solchen zu unterscheiden, der mehr ist als eine bloß eingeschobene nähere Bestimmung. Zum Beispiel „Der Bediente, der die Pflicht hat, zu chauffieren“ (kann leicht etwas im Zimmer vernachlässigen) und „Der Bediente, welcher die Pflicht hat, das Zimmer aufzuräumen“ (ist für die Reinheit der Möbel verantwortlich). Womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß wir von dieser Unterscheidungsmöglichkeit immer und unbedingt Gebrauch machen müssen, wie es etwa Jean Paul – auf welchen sich Karl Kraus dabei ausdrücklich beruft – getan hat.

Keinen nennenswerten Nutzen, es sei denn, daß dabei die Beschränktheit der Krausschen Kunst- und Weltanschauung offenbar wird, bringt die Bekanntschaft mit dem Kapitel „Von Humor und Lyrik“. Die darin an Goethe, Schiller und Heine geübte Kritik rührt nur an die Oberfläche, nicht an den Kern des Problems, und sie entspringt, besonders im Fall von Heine, nur einer ins Gegenteil verkehrten idealistischen Heineverehrung. („Heinrich Heine

ist eine Jugendliebe“, hat Kraus selbst einmal gesagt. „Keine ist revisionsbedürftiger. Man hatte die Masern und man hatte Heine.“)

Dagegen eröffnet uns der umfangreiche Essay „Subjekt und Prädikat“ – freilich nicht ohne weiteres, nicht ohne daß wir uns die Mühe geben, mitzudenken – einen Zugang zu dem, was man vielleicht die innersten Regionen der Sprache nennen könnte. Die Einleitung sei hier zur Gänze zitiert, weil sie nicht nur eine wesentliche Seite der Krauschen Beziehung zur Sprache erkennen läßt, sondern auch eine Art der Bemühung um Sprachprobleme darstellt, die von uns zu Unrecht fast völlig außer acht gelassen wird:

„Wie alles, was zur Sprachlehre gehört, und mehr als alles andere, bietet diese Untersuchung die Aussicht einer Mühsal zu keinem größern, keinem geringeren Ergebnis als dem des Einblicks in eine Unbegrenztheit von Beziehungen, die das Wort, und das kleinste unserer Sprache, durchzuleben vermag. Also einer Ahnung davon, daß es in jeder Form seines mechanischen Gebrauchs ein Organismus sei, umgeben und gehalten vom Leben des Geistes. Die Berührung dieses Geheimnisses – und möchte es am Ende die Klärung einbeziehen und würde Bewiesenes erst problematisch –: sie eröffnet den Zugang in ein Wirken der Sprache, das denen, die sie sprechen, bis nun verschlossen war; und hätte man vergebens nachgedacht, so wäre dies der Gewinn. Wie vor allem, was zur Sprachlehre gehört, muß sich der Leser entscheiden, einer zu sein, dem solches die Mühsal lohnt, oder es nicht zu sein.“

In dieser Bereitschaft, Mühsal auf sich zu nehmen, um den zahllosen Beziehungsmöglichkeiten der Wörter nach-

zuspüren: in dieser Erkenntnis, daß die Sprache ein lebendiger Organismus und nicht ein toter Gebrauchsgegenstand ist; in dieser Liebe zur Sprache als Kunstwerk und nicht bloß Mitteilungswerkzeug: in all dem liegt die Bedeutung des Krausschen Buchs von der „Sprache“, während seine Bedeutungslosigkeit dort beginnt, wo es versucht, Sprachmystik zu treiben, die Rollen von Wort und Wortkünstler zu vertauschen (indem dieser als von jenem besessen oder ergriffen dargestellt wird) und das Sprachkunstwerk für etwas „Fertiges vom Himmel“ Heruntergeholtes auszugeben.

NACHDICHTUNG – PRAXIS UND THEORIE

„... daß überhaupt die Übersetzer wissen möchten, wie viel sie für Klang, Fülle, Reinheit der Sprache, oft sogar mehr als selber der Urschriftsteller zu leisten vermögen, da ihnen, wenn dieser über der Sache zuweilen die Sprache vergißt, die Sprache eben die Sache ist.“

Jean Paul

Obwohl die Nachdichtung aus fremden Sprachen in unserer Literatur eine stolze – auf Herder und Goethe, Schlegel und Tieck zurückgehende – Tradition besitzt, wird sie nicht nach Gebühr gewürdigt und ermutigt. Wohl hat Johannes R. Becher in seiner „Poetischen Konfession“ auf die große Bedeutung der Übersetzungsliteratur hingewiesen, aber die Buchhändler vernachlässigen Nachdichtungen noch mehr als andere Poesie; die Literaturhistoriker von Rang, die sich ohnehin nur ausnahmsweise und notgedrungen mit Zeitgenossen „unterhalb von Thomas Mann“ beschäftigen, lassen die Nachdichtungen und ihre Autoren gewissermaßen selbstverständlich unter den Tisch fallen; die Kritiker . . . „Ach, Kinder, machen wir lieber eine kleine Weltreise, bevor die auf den Gedanken kommen!“ pflegte Tucholsky in solchen Fällen zu sagen; und die mit der Verteilung von Literaturpreisen betrauten Stellen haben sich, trotz dem guten Beispiel ihrer Gegenstücke in befreundeten Ländern, noch nicht dazu aufgeschwungen, dichterische

Übersetzungen so auszuzeichnen wie Werke der übrigen Literaturgattungen. In P. Topjors Beitrag „Grundsätzliches zur künstlerischen Übersetzung“ (im Sammelband „Zur Frage der Übersetzung von schöner und wissenschaftlicher Literatur“, über den noch gesprochen werden soll) lesen wir zum Beispiel, daß „eine Reihe von Übersetzungen mit dem Stalinpreis ausgezeichnet wurden“. Auch in Polen und in der Tschechoslowakei erhielten Autoren von Nachdichtungen die höchsten Staatspreise.

Daß die Nachdichter sich dessenungeachtet nicht entmutigen lassen, daß sie fortfahren, die deutschen Leser mit den Schätzen fremdsprachiger Poesie durch Übersetzungen bekannt zu machen, sei hier ausdrücklich zu ihrer Ehre vermerkt.

Als jüngstes Ergebnis sorgfältiger und liebevoller Übersetzerbemühung liegt ein schmaler Band sorbischer Lyrik in Jurij Brězans Verdeutschung vor.

Das Erscheinen dieser Sammlung kann nicht bloß als literarisches, es muß auch als kulturpolitisches Geschehnis gewertet werden. Jurij Brězan ist sich des letzteren Umstandes wohl bewußt, spricht er doch in seinem kurzen Vorwort hauptsächlich von dem doppelten öffentlichen Auftrag, der ihn dazu bewogen hat, charakteristische Proben sorbischer Dichtung zu übersetzen und herauszugeben: er wollte einmal dem Lesepublikum des ersten deutschen Staates, der sich in wahrhaft demokratischer Weise um die Pflege der sorbischen Kultur bemüht, dichterische Zeugnisse dieser Kultur zugänglich machen; und zum andern der Poesie seines, so lange unterdrückten und nun erst frei atmenden, frei schaffenden sorbischen Volks dienen. Jurij

Brězan ist beiden Aufträgen gerecht geworden. Durch seine Anthologie lernen die deutschen Leser eine ihnen bisher wohl völlig fremde Nachbarliteratur kennen, von ihren ersten anonymen Liedern im 17. Jahrhundert bis zu den Versen der heutigen Dichtergeneration, zu der Brězan selbst gehört. Und für eben diese Generation und ihre heranwachsende Verstärkung – die ersten Kinder des sorbischen Volks, die einen planmäßigen Unterricht in ihrer Muttersprache genießen können – wird der Band „Sorbische Lyrik“ ohne Zweifel ein Ansporn sein, „dem großen Garten“ der Weltliteratur weitere „blühende Blumen“ hinzuzufügen.

Brězan ist wie kein zweiter dazu befähigt, sorbische Gedichte ins Deutsche zu übertragen. Er schreibt in beiden Sprachen. Er besitzt Musikalität und Einfühlungsvermögen. Er übersetzt mit Lust und Liebe.

Liest man seine Nachdichtungen, die allesamt sauber gearbeitet, wenn auch nicht gleichmäßig geglückt sind, so werden einem die besonderen Gesetze und Grenzen der Übersetzung poetischer Werke klar. Ich möchte sie etwa so formulieren: der beste Übersetzer ist nicht der ausgezeichnete Kenner der Sprache des Originals, nicht der virtuose Beherrscher schwierigster Versformen, nicht der gebildete Philologe, sondern der in Temperament und Stil dem Dichter des Originals verwandte Nachdichter (der freilich auch über gute Sprach- und Literaturkenntnisse verfügen muß). Gedichte *übersetzen* heißt: sich in den Autor des Originals *versetzen*. Und das kann man nur, wenn eine Verwandtschaft des Talents, der Weltanschauung und des Temperaments besteht. Sehr oft wird der *richtige* Nachdichter Zeilen vertauschen, Wörter oder Zeilen weglassen,

gewisse Bilder des Originals durch andere, dem Wesen der Nachdichtungssprache gemäßigere, ersetzen . . . und dem ursprünglichen Werk näher bleiben als der um eine wortgetreue Übertragung Bemühte. Das soll nun aber nicht heißen, daß der Nachdichter willkürlich verfahren darf; nein, die möglichst genaue Wiedergabe des Originals muß das Hauptziel jeder Übersetzungsarbeit bleiben, doch wichtiger als Reim und Wort sind Sinn, Pulsschlag, Ton und Farbe der Dichtung. Gelingt es dem Nachdichter nicht, gerade diese Elemente in seiner Übersetzung wiedererstehen zu lassen, dann nützen ihm weder die raffiniertesten Reimkunststücke noch die tiefsten philologischen Kenntnisse. Und noch auf etwas kommt es an: ein übersetztes Gedicht darf nicht *übersetzt* klingen. Es muß den natürlichen Wuchs, das Gefälle, die Kraft einer Originaldichtung haben. Nur dann ist die Nachdichtung wirklich gelungen.

Deshalb erscheint es mir auch falsch, eine für die fremde Sprache charakteristische Reim- oder Versart einfach ins Deutsche zu übernehmen. Nun gibt es aber Literaturkritiker, die gerade dies loben. So wird in einem Aufsatz über eine Majakowskinachdichtung als besonderes Formproblem die „stellenweise ausschließliche Ersetzung des in der deutschen Lyrik üblichen Reimes durch jene wohltönende Assonanz“ erwähnt, „deren Verwendbarkeit ein Spezifikum der russischen Literatur bedeutet“. Und die Nachbildung dieser Assonanzen in der Übersetzung ist nach Ansicht des Kritikers ein besonderes Verdienst. Meiner Meinung nach besteht jedoch die Aufgabe des deutschen Übersetzers keineswegs in der Übernahme eines Spezifikums russischer Poesie, sondern im Gebrauch eines – dem Russischen mög-

lichst analogen – Spezifikums deutscher Dichtung. Denn nur so wird die Übersetzung zum Kunstwerk, zu einem Bestandteil der deutschen Literatur – würdig, mit dem Goetheschen Maß gemessen zu werden: „Ein Gedicht soll vortrefflich sein oder gar nicht existieren.“

*

Jurij Brězan ist in seiner eigenen lyrischen Produktion dort am stärksten und reichsten, wo er volksliedhafte Motive verwendet:

„Hochzeit wird im Dorfe sein,
Hans und Liesel werden frein,
hola-hej, heja-ho,
laden alle dazu ein.“

Deshalb gelingen ihm auch die Nachdichtungen ähnlicher Werke seiner literarischen Vorgänger und Zeitgenossen, vor allem aber die Übertragungen alter Volkslieder, am besten:

„Wein nicht, Liebster, wein nicht mehr!
Mädchen gibt's wie Sand am Meer.
Mädchen gibt's wie Sand am Meer,
doch wie du ist keine mehr.“

Hier ist die schlichte, schwermütige Melodie westslawischer Volkslieder getreu eingefangen, und doch schwingt auch der deutsche Volksliedton mit.

Dagegen spürt man in der Nachdichtung von Jakob Bart Čišinskis „Wahrheit und Poesie“ nicht die gleiche Natürlichkeit wie oben. Etwas Sprödes und Kaltes rührt uns an:

„Bevor die Worte ich in Formen gieße,
erringe ich mir Klarheit der Gedanken,
damit die Verse mir nicht dunkel

schwanken

und Lüge nicht und List mir in sie

fließe . . .“

In einigen wenigen Nachdichtungen hat Jurij Brězan des Guten sozusagen zuviel getan: das übersetzte Gedicht klingt natürlich und vollkommen, aber es hat sein besonderes – sorbisches – Aroma verloren, es ist „uninteressant“ geworden. Besonders störend wirkt das bei Křezan B. Pfuls „Heimat“, aus dem sogar das Wort „sorbisch“ verschwunden ist, so daß es in der Übertragung als Wald-und-Wiesen-Gedicht erscheint, während es im Original eine schwermütig trotzige Note hat. Hier und in etlichen anderen Fällen sollte durch eine Neubearbeitung Wandel geschaffen werden.

*

Bei dieser Gelegenheit sei auf eine kleine Schrift „Zur Frage der Übersetzung von schöner und wissenschaftlicher Literatur“ aufmerksam gemacht. Von den drei Aufsätzen, die sie enthält, ist der erste – aus der Feder des jungen sowjetischen Kritikers und Übersetzers Pawel Topjor – der umfangreichste und wichtigste. Topjor beschäftigt sich eingehend mit der Frage des Übersetzens an Hand von Rohübertragungen und gibt dem Übersetzer, der auf diese Weise arbeitet, wertvolle Winke. Zu weit geht er, meines Erachtens, mit seiner Forderung, daß der mit einer Rohübersetzung Arbeitende „zumindest die elementare Kennt-

nis der Grammatik und des grundlegenden Wortschatzes der Originalsprache oder einer verwandten Sprache“ besitzen muß. Goethe, Herder, Wieland und in neuester Zeit Klabund, Bethge, Hermlin haben ohne diese „Vorbedingungen“ wertvolle dichterische Übersetzungen geschaffen. Freilich sind sie nicht ohne weiteres an die Arbeit gegangen, sondern haben sich vorher mit dem Charakter und den Eigentümlichkeiten der Originalsprache, mit der Originaldichtung und dem Volk, dem sie entstammt, genau vertraut gemacht.

Die Regeln, die Topjor für den guten Übersetzer aufstellt, sollten von unseren Übersetzern, Lektoren und Verlagsredakteuren studiert und befolgt werden: „Die literarische Übersetzung ist eine Kunst und erfordert den gleichen Aufwand an schöpferischer Arbeit wie das Original... Bei der Übersetzung muß der Übersetzer in der Sprache denken, in die er übersetzt; er muß alles, was er übersetzt, mit den Mitteln dieser Sprache gestalten, muß ihren ganzen Reichtum ausnützen... Ein umfangreicher Erläuterungsapparat (bis zu der berüchtigten Fußnote ‚Unübersetzbares Wortspiel‘) zeugt nur von der Unfähigkeit des Übersetzers, dem Leser mit künstlerischen Mitteln den Sinn des Originals nahezubringen und in der eignen Sprache die richtigen Ausdrücke zu finden... Die entscheidende Vorbedingung für gutes Übersetzen ist: nicht einzelne Wörter und Sätze zu übertragen, sondern die Gedanken und Bilder des Originals neu zu schaffen... Reinheit und Reichtum der Sprache, in die übersetzt wird, sind die erste Voraussetzung für die Richtigkeit der Übertragung.“

Wie notwendig das Studium und die Befolgung dieser

Regeln ist, beweist die Übersetzung von Topjors Beitrag: sie weist eine ganze Reihe von Symptomen jener „Übersetzersprache“ auf, die Topjor bekämpft (Partizipialkonstruktionen, die dem Deutschen fremd sind; Stilfehler, Unbeholfenheiten usw.).

Am Ende seines Aufsatzes spricht sich Topjor für die Schaffung einer Theorie der realistischen Übersetzungskunst aus, wobei er die Auswertung der Erfahrungen alter und neuer Meisterübersetzer empfiehlt. Auch unsere Übersetzer und Literaturkritiker sollten sich mit diesem Problem ernsthaft beschäftigen. Als erster Schritt könnte vielleicht eine Sichtung und Untersuchung unseres Erbes auf dem Gebiet der dichterischen Übersetzung erfolgen.

Christine Hoepfners „Bemerkungen zur Übersetzung belletristischer Werke“ und Wilhelm Fickenschers Hinweise auf gewisse Schwierigkeiten bei der Übersetzung wissenschaftlicher Texte aus dem Russischen enthalten eine Anzahl guter, aus der Praxis geborener Vorschläge und Winke, allerdings auch einige bedenkliche Ratschläge. Zu diesen gehört das Rezept, Dialekt durch „eine gewisse Nachlässigkeit des Ausdrucks, Verkürzung vor allem der unbestimmten Artikel, Weglassen der Endkonsonanten, Zusammenziehen von Wörtern“ wiederzugeben. Vorsicht und Befragung des Sprachgefühls scheinen da dringend geboten. Und das gleiche gilt von der Übersetzung solcher Werke, die in altertümlicher Sprache geschrieben sind. Wenn man, wie Christine Hoepfener es empfiehlt, archaisches Deutsch verwendet, so muß es aus einer Epoche stammen, die ähnliche Merkmale aufweist wie die Zeit, der die altertümliche Sprache des Originals angehört. Ich

werde also beispielsweise dort, wo Alois Jirásek Ausdrücke aus der böhmischen Hussitensprache anwendet, deutsche Wörter aus der Bauernkriegszeit gebrauchen, denn obwohl die hussitische Revolution und der große deutsche Bauernkrieg durch einen Zeitraum von hundert Jahren voneinander getrennt sind, durchglüht beide das gleiche revolutionäre Feuer, und dieses Feuer leuchtet denn auch gleichermaßen aus den Reden derer vom roten Kelch und derer vom Bundschuh.

SPRACHE IM EXIL

Sie haben uns alles genommen, nur die Hoffnung nicht und die deutsche Sprache. Ohne diese beiden wäre das Exil unerträglich, mit ihnen ist es bloß ein Übergang.

Aus dem letzten Brief eines vor Madrid gefallenen Kämpfers der „Internationalen Brigaden“

Zahlreich waren die Unbilden und Schwierigkeiten, mit denen sich die von den Nazis aus ihrer Heimat vertriebenen Schriftsteller im Exil herumzuschlagen hatten. Die „Sprachmisere“ stand nicht an letzter Stelle. In einem Vortrag über die „inneren und äußeren Probleme“ des emigrierten Schriftstellers, den Lion Feuchtwanger vor amerikanischen Kollegen hielt, finden wir folgende Stelle:

„Da ist zunächst die bittere Erfahrung, abgespalten zu sein vom lebendigen Strom der Muttersprache . . .

Allmählich, ob wir es wollen oder nicht, werden wir selber verändert von der neuen Umwelt, und mit uns verändert sich alles, was wir schaffen.

Es gibt keinen Weg zur inneren Vision als den über die äußere. Das neue Land, in dem wir leben, beeinflußt die Wahl unserer Stoffe, beeinflußt die Form. Die äußere Landschaft des Dichters verändert seine innere.

Manche unter uns sind von innen her gebunden an die Inhalte und Formen ihrer Jugend und ihrer Heimat, so daß sie davon nicht loskommen und sich nach Kräften sträuben

gegen ihre neue Umwelt. Dieses Sicheinschließen in die tote Vergangenheit, dieses Sichabsperrn von dem wirklichen Leben ringsum, diese stolze Absonderung vermindert die Kraft der Dichter, macht sie trocken, dörft sie aus, die exilierten Schriftsteller, die es so halten – es sind ihrer eine ganze Reihe, darunter Schriftsteller höchsten Formats –, haben das schwerste Los gezogen, und ihre Bitterkeit ist die tiefste.“

In diesem Zusammenhang sei noch ein Phänomen erwähnt. Der in eine fremde Sprachumgebung versetzte deutsche Schriftsteller konnte nur ausnahmsweise die Wirkung seiner Arbeiten in der Originalfassung beobachten. Er sprach zu dem Lese- und Theaterpublikum, in dessen Mitte er lebte, durch das Medium der Übersetzung, und er mußte immer von neuem erkennen, wie recht Schleiermacher hatte, als er vollkommene Übersetzungen dem Reich der „Wunder“ zurechnete. Auch wenn der Übersetzer viel Mühe, Verständnis und Liebe an sein Werk wandte, veränderte er doch notwendigerweise hier einen Klang, dort ein Bild, dort wieder einen Gefühlswert. Bestenfalls waren Urtext und Übersetzung nah verwandt, oft war die Familienähnlichkeit zwischen ihnen nur schwer erkennbar. So wurde gleichsam mit verstellter Stimme in den Wald hineingerufen, und zurück schallte dann ein Echo, aus dem man nicht immer klug werden konnte.

*

„Im fremdsprachigen Land“, klagt Alfred Polgar, „wird die eigene, die Muttersprache – sonst war sie Haus und Heim, Sicherheit verbürgend, Wärme, und, in ihren Gren-

zen, das himmlische Gefühl der Grenzenlosigkeit – zum Gefängnis, aus dem auszubrechen auch bei größter Wendigkeit und Geschicklichkeit nur schwer gelingen will. Was Gerüst war einer herrlich weit gespannten Welt, schrumpft ein zu engenden Gitterstäben.“

Einige der Verbannten machten sich trotzdem daran, die Gitterstäbe auseinanderzubiegen; sie versuchten, auf andern Sprachboden hinüberzuwechseln: französische, englische, spanische Schriftsteller zu werden.

Über die Beweggründe, die solche Entschlüsse reifen ließen, lesen wir bei einem von ihnen:

„Ich liebe meine Muttersprache, allein ich erkenne mit Trauer, daß sie – getrennt von dem Erdboden, worin ihre Wurzeln haften – verdorren muß. Sie kann nicht künstlich erhalten werden. Die Muttersprache wächst nicht und blüht nicht unter einem fremden Himmel. Sie ist bestenfalls nurmehr eine Erinnerung, die man bei Gelegenheit heraufbeschwört, um eine Freundschaft oder ein vergangenes Leben zurückzurufen.“

Und bei einem anderen:

„Durch die Aufgabe seiner Muttersprache wollte der Autor gegen die Taten anderer protestieren, die sich seiner Muttersprache bedienten. Auch hatten jene anderen seine Bücher gebannt und verbrannt. Es sei – so dachte er damals – eine Sache der Würde, diese Sprache aufzugeben und die Sprache des Landes anzunehmen, das ihm Freiheit und Gastfreundschaft geboten hatte. Zudem hoffte der Exilierte, auf solche Weise dem Fluch des Anders-Seins entgehen, Brücken über den Abgrund der Einsamkeit schlagen zu können.“

Er scheiterte, und er irrte in mancher Hinsicht. Und es scheint ihm von einiger Bedeutung zu sein, daß die erste Fassung dieses dünnen Romans – zu dessen Niederschrift dreißig Monate vonnöten waren – zum Teil in britischen Internierungslagern geschrieben und vernichtet und verloren wurde. Auch gelang es ihm nicht, das Anders-Sein zu bannen. Und jene Brücken über den Abgrund wurden nie gebaut.

Es gab dafür Entschädigungen. In seiner eigenen Sprache hatte der Autor einen Zustand müheloser Perfektion erreicht. Er hatte die Keuschheit der Sprache überwunden; es gab keinen Widerstand mehr. Und da er ebenso geschickt wie ehrgeizig war und den bequemsten Abkürzungsweg zum Erfolg suchte, hatte er es zustande gebracht, seine Leser so zu verblüffen, daß sie die mühelose Brillanz des Ausdrucks für Gedankentiefe, für Herzensaufrichtigkeit nahmen. Was blieb ihm – sobald er dessen gewahr ward – anderes übrig, als entweder das Schreiben aufzugeben, oder ins Exil zu gehen?

Er ging ins Exil. Sein Lohn war harte Arbeit: er mußte sich zu jedem Wort hintasten, er hatte um jeden Rhythmus zu kämpfen, er verzweifelte bei jedem Gleichnis, jedem Bild. Er wurde, ein Mann in den Vierzigern, noch einmal zum hilflosen Anfänger. Sein Lohn waren Stunden der Hoffnungslosigkeit und Sekunden des Frohlockens. Alles in allem genommen war sein Lohn groß.

Und mit der zögernden Ungewißheit des Anfängers legt er dies Buch – sein erstes – in des Lesers Hand.“

Diese beiden entschlossen sich zum Sprachwechsel in reiferem Alter und als Schriftsteller, die bereits ein ansehn-

liches deutsches Werk aufzuweisen hatten. Die meisten andern, die das gleiche Experiment wagten, waren entweder jünger an Jahren; oder sie hatten vor ihrer Emigration nur in Zeitschriften veröffentlicht und debütierten als Buchautoren erst im Exil. Wie problematisch das Experiment des sprachlichen Umsatteln auch dieser Gruppe erscheint, geht aus einer – im Jahre 1947 veröffentlichten – Betrachtung Klaus Manns „Der Dichter und die Sprache“ hervor, worin es unter anderem heißt:

„Sprache... Ich setze dieses Wort, ein gutes deutsches Wort, an den Anfang eines Artikels, den ich deutsch zu schreiben versuche. Das Deutsche ist meine Sprache, meine ‚Muttersprache‘, wie man wohl sagt.

Das Vaterland kann man verlieren, aber die Muttersprache ist unverlierbarer Besitz – die Heimat der Heimatlosen, der Trost der Geängsteten und Betrübten. Sogar wenn uns der Vater verstößt, die Mutter wird uns immer die Treue halten. Ihr Segen ist mit uns, auch in der Fremde.

Wenn man Glück hat, findet man ein zweites Vaterland... Aber findet man auch eine zweite Sprache? Läßt die Mutter-Sprache sich je vergessen? Oder können wir zwei Sprachen haben, zwei Mütter?

Seit 1939 schreibe ich kaum mehr deutsch; dieser Artikel ist die Ausnahme, welche die Regel bestätigt. Wer mir vor zwölf Jahren gesagt hätte, daß ich einmal der Muttersprache untreu werden würde, dem wäre ich wohl auf gut deutsch über den Mund gefahren. Aber vor zwölf oder fünfzehn Jahren hätte man ja manches nicht für möglich gehalten, was sich inzwischen doch ereignet hat. Unserem war es auch nicht an der Wiege gesungen worden,

daß man einmal als amerikanischer Soldat in Reih und Glied marschieren würde, und doch fand man sich darein, nach anfänglichem Erstaunen. Man gewöhnt sich an beinahe alles. Die sprachliche Umgewöhnung ist allerdings die schwierigste. Je tiefer man ins Englische eindringt, desto klarer wird man sich der eignen Unzulänglichkeit. Eben bin ich dabei, ein Buch, das ich zuerst englisch geschrieben habe, ins Deutsche zu übertragen – ein höchst irritierendes und heikles Unternehmen. Wird es darauf hinauslaufen, daß man das Deutsche verlernt, ohne das Englische jemals wirklich zu beherrschen? Solchen Befürchtungen gibt man sich manchmal hin. Vielleicht war es ein schwerer Fehler, sich mit einer fremden Zunge einzulassen?“

Eines ist gewiß: keinem der Exilierten, die den Sprung in eine andere Sprache wagten, ist es gelungen, in der adoptierten Zunge anderes als guten Durchschnitt zu schaffen. Eine Ausnahme bildeten jene wenigen Schriftsteller, die – teils durch ihre Geburt in gemischtsprachigem Gebiet, teils durch langen Aufenthalt im Ausland schon vor dem Exil – an eine Art sprachlichen Doppellebens gewohnt waren und sich nach 1933 in verstärktem Maße oder ausschließlich ihrer „zweiten Zunge“ bedienten, wie Ivan Goll oder René Schickele.

Eine Kategorie für sich bilden die *moralités*, französisch geschriebene Kapitelschlüsse in Heinrich Manns Romanwerk „Die Jugend des Königs Henri Quatre“; sie sind nicht Früchte des (freiwilligen oder erzwungenen) Sprachexils, vielmehr Ausdruck einer langen und innigen Verbundenheit des deutschen Autors mit dem Geist, dem Wort und der Landschaft seines französischen Helden.

Bei dieser Gelegenheit soll nicht unerwähnt bleiben, daß Heinrich Mann selbst dem Experiment des Sprachwechsels mit Skepsis gegenüberstand, wie aus einer Stelle seines autobiographischen Buches „Ein Zeitalter wird besichtigt“ hervorgeht:

„Wollte er (Thomas Mann) es auch, er könnte nichts gegen seine Herkunft und lebenslange Schulung. Jetzt gebraucht er täglich, auch öffentlich, das Englische. Ich hörte ihn aber das Deutsche seine ‚sakrale‘ Sprache nennen.

Erasmus von Rotterdam, dessen Bildnis schon vor Zeiten als Vorahnung neben dem Schreibtisch meines Bruders hing, schrieb lateinisch. Das Deutsche ist – auf wie lange? – tot. Wir müssen übersetzt werden, wenn man uns lesen soll. Leibniz, obwohl der gelehrten Sprache mächtig, drückte sich lieber gleich für die Laien französisch aus. Wer, Leibniz oder Erasmus, befolgte den höheren Ehrgeiz? Es ist erstaunlich, wie viele zugereiste Autoren nach kurzer Pause ihre Gedanken jetzt englisch äußern – ein ungefähres Englisch und ungefähre Gedanken. Der geachtetste aller Schriftsteller bleibt deutsch und wird sakral.“

Gegen die Aufgabe der Muttersprache wandte sich auch Berthold Viertel in seinem Gedicht „Der nicht mehr deutsch spricht“:

„Deutsch zu sprechen hast du dir verboten,
Wie du sagst: aus Zorn und tiefer Scham.
Doch wie sprichst du nun zu deinen Toten,
Deren keiner mit herüberkam?

Zu Genossen, die für dich gelitten,
Denn statt deiner wurden sie gefaßt.

Wie willst du sie um Verzeihung bitten,
Wenn du ihren Wortschatz nicht mehr hast?

Jene Ruchlosen wird es nicht schrecken,
Wenn du mit der Muttersprache brichst,
Ihre Pläne weiter auszuhecken,
Ob du auch das reinste Englisch sprichst.

Wie das Kind, das mit der Mutter greinte,
Und, indem es nicht zu Abend aß,
Sich zu rächen, sie zu strafen meinte:
Solch ein kindisch armer Trotz ist das.“

*

Die große Mehrheit der vertriebenen Schriftsteller hielt mit Heimweh und Liebe, mit Zorn und Zuversicht an der Muttersprache fest. „Die Sprache ist alles, was einem bleibt, der seine Heimat entbehren muß. Aber sie enthält auch alles. Wie der Lufthauch, der in stillen Nächten vom festen Lande her auf ein Schiff zuweht, traumhaft angefüllt mit dem Duft von süßem Wasser und dem Atem von Wäldern und Wiesen, so weht aus der Sprache ein Hauch der Heimat, der jenseits aller Worte ist. In ihr bewegen sich wie dunkle verfließende Schatten so viele Gesichter; so viel Landschaft ist in ihr, so viel Jugend, so viel Unsägliches.“

So hatte Hugo von Hofmannsthal 1895 vorahnend geschrieben. Zwölf Jahre nach Hofmannsthals Tod und zwei, nachdem die Nazis Hofmannsthals österreichische Heimat okkupiert hatten, schrieb sein Landsmann Ernst Waldinger

von dem gleichen (und doch wie veränderten!) Grundgefühl bewegt:

„O großes, gutes Mutterland im Geist,
Du deutsche Sprache, Wohllaut wird dich rächen,
Weil sie daheim dich kreischten, statt zu sprechen,
Gebirg, um das die Gotteswolke gleißt,

Die kühle Wälderseligkeit verheißt,
In Heimweh nach der Lieder lautern Bächen –
Solange wir die Treue dir nicht brechen,
Sind auch im neuen Land wir unverwaist.

Bist du denn schuld am Mord, an der Gewalt,
An der Tyrannenwut, die dich befleckte?
Das Wolfsgebell, das lang die Welt erschreckte,

Und wenn's noch tausend Jahre widerhallt,
Hat nichts gemein mit deinem Wort, dem klaren,
Das mit uns flüchtete, das wir bewahren.“

Sie „bewahrten das Wort“, und doch blieb ihre Sprache nicht die gleiche. Wie ihnen selbst, so wurde auch ihr vom Exil der Stempel aufgedrückt.

Die Zeit zwischen 1933 und 1947 war besonders reich an heftigen und tiefgehenden Veränderungen auf allen Gebieten des Lebens. Jede dieser Veränderungen veränderte auch die Sprache. Neue Erscheinungen verlangten nach neuem sprachlichem Ausdruck; neue Situationen prägten neue Worte. Der exilierte Schriftsteller begegnete dem neuen Wort zuerst im fremden Idiom und lernte es in der

Muttersprache erst später, manchmal überhaupt nicht kennen.

„Es ist ein uraltes Emigrationsübel“, klagte Ernst Weiß in einem Brief wenige Wochen vor seinem Freitod, „daß die Sprache gewissermaßen im Eiskasten steckt. Sie kann darin bestenfalls konserviert werden.“

Ähnlich heißt es in dem schon zitierten Vortrag Lion Feuchtwangers: „Immer und für alles haben wir den Klang der fremden Sprache im Ohr, ihre Zeichen dringen täglich, stündlich auf uns ein, sie knabbern an unserem eigenen Ausdrucksvermögen. Einem jeden von uns kommt es vor, daß sich manchmal das fremde Wort, der fremde Tonfall an die erste Stelle drängt.“

In den verschiedensten Formen geht diese Erscheinung vor sich: dieses Abfärben der fremden Sprache, dieses Einsickern, Eindringen, Zur-Nachahmung-Anregen.

In Bertolt Brechts Gedicht „Ich lese von der Panzerschlacht“, das er im skandinavischen Exil geschrieben hat, stoßen wir auf ein, aus dem deutschen Wort „Panzer“ und dem dänischen „Bil“ (Auto) zusammengesetztes Novum „Panzerbil“:

„Du Färberssohn vom Lech, im Kluckerspiele
Dich messend mit mir in verflossenen Jahren,
Wo bist du in dem Staub der Panzerbile,
Die nun das schöne Flandern niederfahren?“

Mitten im deutschen Vers taucht ein fremdartiges Wort auf. Als Mittel romantischer Ironie bei Mascha Kaleko:

„Ich hatte einst ein schönes Vaterland,
So sang schon der Refugee Heine.

Das seine stand am Rheine,
Das meine auf märkischem Sand . . .“

Als Element volksliedhafter Stimmungsmalerei bei Rudolf Fuchs:

„Ein Friedhof drinnen stand
from the 13th century.
Die Rosen blühten noch
in loving memory.

Im leeren Kirchlein sang
ein Mädchen wunderbar.
Das Kind saß nahe der Wand.
Die Stimme war dunkel klar.“

Wo liegt die Grenze zwischen bewußter und unbewußter Anwendung fremden Sprachguts?

Da finden wir bei Walther Victor (in „Kehre wieder über die Berge“) einen Mann, „der als Sport und Geschäft Menschentrafik treibt“. Da übernimmt Alfred Döblin (in „Sieger und Besiegte“) die englische Redensart *with tongue in cheek* ins Deutsche: „Man sagte, die Deutschen hätten den Vertrag unterschrieben, um ihn zu brechen, wie Betrüger mit den Zungen in den Backen.“ Bertolt Brecht schafft nach dem Muster des englischen Zeitworts *to muscle in* ein „sich hineinmuskeln“ (in „Der unaufhaltsame Aufstieg des Arturo Ui“): „Und so versucht er sich hineinzu-muskeln in den Gemüsehandel.“ Im „Kaukasischen Kreidekreis“ wiederum übernimmt er die Redensart *to lend a hand*: „Ich hoffe, sie leiht mir eine Hand bei der Arbeit.“ Ernst Weiß wiederum benutzt in einem Artikel das fran-

zösische *avoir un chat dans le gorge*: „Er hatte, wie man sagt, eine Katze in der Gurgel.“ Sich vergnügen, sich wohl fühlen heißt auf englisch *to have a good time*. Feuchtwanger übernimmt diese Wendung ins Deutsche: „Gewissenhaft übertrug er Wort für Wort und Satz um Satz, schlug nach, meditierte, verbesserte, überlas und hatte eine gute Zeit“ („Die Füchse im Weinberg“). „Überkommen“ in der Bedeutung von „überwinden“ wird in Bodo Uhse's „Patrioten“ gebraucht. Das Werk ist zwar erst nach der Rückkehr aus dem Exil entstanden, doch hat hier der Einfluß des englischen *to overcome* wohl noch in der Erinnerung nachgewirkt. Schließlich begegnen wir in Thomas Mann's „Joseph, der Ernährer“ am Hofe des Pharaos Amenhotep der amerikanischen Grußformel *So long*: „So lange!“

Gewiß, dieses „So lange!“ ist, nach Thomas Mann's eigener Erklärung, „ein Scherz und ein Mittel, die Ausländerei des Neuen Reiches zu charakterisieren“, aber man geht bestimmt nicht fehl in der Annahme, daß die amerikanische Gestalt des charakterisierenden Scherzes mit dem amerikanischen Exil des Verfassers in unmittelbarem Zusammenhang steht.

Wie aus diesen Beispielen hervorgeht, hat sich die ständige Berührung mit der fremden Sprache nicht in allen Fällen negativ ausgewirkt. Die fremde Sprachumgebung zwang den exilierten Schriftsteller zu größerer Wachsamkeit, zu größerer Strenge beim Gebrauch der Muttersprache. Das fremde Wort, die fremde Metapher erwiesen sich zuweilen als anregende Elixiere von der Art, wie sie der bereits weiter oben erwähnte Hofmannsthalsche Essay kennt:

„Wenn wir für die Schönheit der eigenen stumpf geworden sind, so hat die nächstbeste fremde Sprache einen unbeschreiblichen Zauber; wir brauchen nur unsere welken Gedanken in sie hineinzuschütten, und sie werden lebendig wie Blumen, wenn sie ins frische Wasser geworfen werden.“

Und so spricht Carl Zuckmayer nicht bloß von einer persönlichen, sondern von einer allgemeinen Erfahrung der Emigrationsliteratur, wenn er in seinen „Kleinen Sprüchen aus der Sprachverbannung“ zu dem Schluß kommt:

„Die fremde Sprache ist ein Scheidewasser.
Sie ätzt hinweg, was überschüssig rankt.
Zwar wird die Farbe blaß und immer blasser –
Jedoch die Form purgiert sich und erschlankt.

Die Übersetzung ist ein Wurzelmesser.
Sie kappt und schneidet, wo es keimend wächst.
Das Mittelmäßige macht sie häufig besser.
Vom Bessern bleibt zur Not der nackte Text.

Es stirbt kein Licht, kein Funke geht verloren.
Kraft wächst aus Kraft in Sturz und Untergang.
Aus Katastrophen wird die Welt geboren,
Und alles Leichte aus bezwungnem Zwang.

Und amputiert man dich bis zu den Hüften,
So hüpfst du auf den Händen munter fort.
Es grünt aus Felsgestein. Es blüht aus Gräften.
Der Leib verwest. Lebendig bleibt das Wort.“

WORTSCHATZGRÄBEREI

Die Sprache zugleich reinigen und bereichern, ist das Geschäft der besten Köpfe.

Goethe

In welchen Teil des Wortvorrats man immer greift, wird, nach überwundener erster Scheu, man sich bald davon angezogen fühlen.

Jacob Grimm

Die Diskussion über unsere deutsche Literatursprache von heute – ob es sich nun um längere Aufsätze handelt oder um Glossen, etwa in der Weise, wie die „Neue Deutsche Literatur“ sie in ihrer Spalte „O diese Sprache“ bringt – hat sich bisher fast ausschließlich in einer mehr oder minder gründlichen Kritik von Verstößen gegen die Gesetze und den Geist der Sprache erschöpft. Das ist durchaus begreiflich, fordern doch die Sprachverlotterung und Stilverschlampung, auf die wir in so vielen Werken zeitgenössischer deutscher Autoren stoßen, vor allem zum Untersuchen und Anprangern der hauptsächlichlichen Entartungsformen heraus.

Über dem – sehr notwendigen und nützlichen – Kampf gegen grammatische und stilistische Vergehen sollte jedoch eine andere Art der Bemühung um die Sprache nicht außer acht gelassen werden. Wir haben da vornehmlich die Beschäftigung mit ihrem Wortschatz im Auge, die für den Schreibenden ebenso wichtig ist wie die genaue Kenntnis der Sprachgesetze.

Niemand hat das öfter und eindringlicher gesagt als Maxim Gorki. In seiner Abhandlung über den sozialistischen Realismus heißt es zum Beispiel: „Der Schriftsteller muß unbedingt mit dem gesamten Wortschatz . . . bekannt sein, um daraus die genauesten, klarsten, kräftigsten Wörter herauszugreifen; nur die Verbindung solcher Wörter und die sinngemäße, richtige Anordnung dieser Wörter zwischen Punkten kann die Gedanken der Autoren bildlich darstellen, kann klare Bilder schaffen, lebendige Menschengestalten modellieren, und zwar so überzeugend, daß der Leser das vom Schriftsteller Geschilderte *sieht*.“

Gorki selbst hat ununterbrochen an der Erweiterung seines Wortschatzes gearbeitet; er ist dabei dem Beispiel seiner großen Vorgänger gefolgt, insbesondere dem Tolstois, dessen Tagebücher zahllose Sprachübungen dieser Art enthalten. So stellte er im Jahre 1879 lange Listen von synonymen Wörtern und Ausdrücken auf, um möglichst viele Ausdrucksmöglichkeiten zu gewinnen. Zum Beispiel: *Du bast mich elend gemacht, zugrunde gerichtet, vernichtet, brotlos gemacht* usw.

Sobald wir uns aber in den ungemein reichen Wortvorrat unserer Muttersprache zu vertiefen beginnen, stoßen wir auf Wörter, die seit kürzerer oder längerer Zeit aus dem lebendigen Sprachgebrauch verschwunden sind. Eine nähere Prüfung dieser begrabenen Wörter wird ergeben, daß es lohnt, manche von ihnen zu neuem Leben zu erwecken.

Indem wir dies tun, indem wir sozusagen *Wortschatzgräberei* treiben, treten wir in die Fußtapfen unserer Klassiker.

Leibniz empfiehlt in seinen „Unvorgreiflichen Gedancken“, die Sprache „durch Aufsuchung guter Wörter“ zu erneuern, „die schon vorhanden, aber itzo fast verlassen, mithin zu rechter Zeit nicht beyfallen, wie auch ferner durch Wiederbringung alter verlegener Worte, so von besonderer Güte“. Goethe spricht von der „Pflicht des Schriftstellers, auf die Abstammung der Worte“ zu achten, „manches Gehaltvolle“ wiederherzustellen und „Mißbrauchtes in den vorigen Stand“ zu setzen. Und Jean Paul (der übrigens eifrig Synonyma sammelt und für den eigenen literarischen Gebrauch ein Synonymenverzeichnis – von ihm „Mitwörterbuch“ genannt – anlegt, worin er für den Begriff „sterben“ an zweihundert, für „besser werden“ vierzig verschiedene Ausdrücke verzeichnet) wünscht sich eine Öffnung der „bedeckten Goldschachten altdeutscher Sprachschätze“ und fügt hinzu: „Ein frommer Wunsch wäre es – und doch zu erfüllen, von Heinrich Voß und einigen anderen, ein bloßes Wörterbuch aller seit einigen Jahrhunderten ergraueten Wörter zu bekommen . . . Ja, jedes Jahrhundert könnte sein besonderes Scheintoten-Register oder Wörterbuch dieser Art erhalten. Wollen wir Deutschen uns doch recht der Freiheit erfreuen, *veraltete* Wörter zu verjüngen, indes Briten und Franzosen nur die Aufnahme neugemachter wagen, welche sie noch dazu aus ausländischem Tone formen, wenn wir unsere aus inländischem.“

Der Versuch, ein Verzeichnis „ergrauter“ Wörter zu schaffen, um sie dann zu verjüngen, war damals freilich schon unternommen worden – wovon Jean Paul aber nichts gewußt zu haben scheint, sonst hätte er wohl darauf hingewiesen. Im Anhang zu der von Lessing besorgten Neu-

ausgabe der Logauschen Sinngedichte finden wir ein „Wörterbuch – Vorbericht zur Sprache des Logau“. Dort heißt es unter anderem: „So haben sie (unsere neuesten und besten Schriftsteller) keine geringe Anzahl guter, brauchbarer Wörter veralten lassen. Und auf diese veralteten Wörter haben wir geglaubt, daß wir unser Augenmerk vornehmlich richten müßten. Wir haben alle sorgfältig gesammelt, so viele derselben bei unserem Dichter vorkommen; und haben dabei nicht allein auf den Leser, der sie verstehen muß, sondern auch auf diejenigen von unseren Rednern und Dichtern gesehen, welche Ansehen genug hätten, die besten derselben wieder einzuführen.“

Die Dichter und Redner, an die Lessing seine Mahnung richtete, müssen sich diese zu Herzen genommen haben. Eine ganze Anzahl der von ihm als veraltet angeführten Wörter – wir nennen hier nur: *Besommenheit, bieder, drillen, entjungfern, erkunden, ernüchtern, flugs, höchlich, kosen, muscheln, schnalzen, selbänder, Städter, torkeln, Unzahl, verbürgen, Wandel, Wegelagerer, Zucht* – sind in der Folge der Vergessenheit entrissen worden und gehören zum lebenden Bestand des Deutsch unserer Tage.

Warum könnten wir heute nicht, gleich Lessings Zeitgenossen, außer Gebrauch geratene, aber durchaus brauchbare Wörter wieder einführen und so unsere Literatursprache bereichern?

Die folgenden Proben sollen zeigen, wie mannigfaltig die Möglichkeiten eines solchen Unternehmens sind. Dabei ist unser kleines „Scheintotenregister“ nicht etwa das Ergebnis einer besonderen – philologischen – Untersuchung, sondern ein Nebenprodukt normaler schriftstellerischer Be-

schäftigung mit Lexiken und Sprachlehrbüchern, vermehrt um einige Lesefrüchte aus den Büchern unserer großen literarischen Vorgänger. Diese, insbesondere die Werke Goethes, bieten eine unerschöpfliche Quelle für die Erweiterung und Verjüngung unseres Sprachschatzes (weshalb unsere Verlage nicht säumen sollten, den 1929 erschienenen, schon lange vergriffenen „Goethe-Wortschatz“ von Paul Fischer neu herauszubringen).

Da wäre beispielsweise das in „Dichtung und Wahrheit“ mehrmals vorkommende, heute fast völlig verschollene Adjektiv *anhaltsam*. Es heißt soviel wie „ausdauernd“ oder „beharrlich“, hat aber gegenüber jenem den Vorteil, ein echtes Adjektiv und nicht nur ein adjektivisch gebrauchtes Partizip zu sein, und unterscheidet sich von diesem durch seinen dynamischeren Charakter: während „beharren“ schon durch seine Ableitung auf ein bewegungsloses Beruhen, auf einen Zustand hinweist, läßt sich *anhaltsam* sehr wohl mit einer Bewegung verbinden. Wir werden also durch eine Verjüngung des ergrauten Wortes eine Gelegenheit zur Nuancierung gewinnen, etwa indem wir das einmal sagen: *Er war ein beharrlicher Verteidiger seiner Vorrechte*, und so das Beharren, das Sich-nicht-von-dem-privilegierten-Platz-Rühren, noch besonders betonen – während ein andermal, wenn eine Bewegung im Spiele ist, das neu erweckte Adjektiv wohl viel besser am Platze wäre: *Er war ein anhaltssamer Glücksjäger*.

Und wie wäre es, wenn wir manchmal, und sei es nur der größeren Abwechslungsmöglichkeit wegen, anstelle von „aggressiv“ das Goethische *angreifisch* setzten?

Daß *schollern* (schollenweise mit dumpfem Geräusch

fallen: so wird es im „Werther“ gebraucht) einer Neu-
belebung wert ist, hat Thomas Mann gefühlt. Er verwen-
det das Wort im „Doktor Faustus“: *Jedoch lernten wir die
Sonate durch diese Veranstaltung kennen, und zwar sehr
genau, da Kretzschmar sie auf dem recht minderen Piano,
das ihm zur Verfügung stand . . . vortrefflich, wenn auch
mit schollerndem Klange, zu Gehör brachte.*

Für „falsch am Platze sein“ haben wir kein einfaches
Adjektiv, es sei denn „deplaciert“. Auch hier könnte eine
Anleihe bei Goethe Rat schaffen. In der „Italienischen
Reise“ stoßen wir auf das Wort *unörtlich*, anderwärts auch
auf die Wendung *am Unort*: beides dünkt recht verwend-
bar.

Goethisch ist ferner der *Ungriff*, im Gegensatz zum Miß-
griff ein gänzlich unterlassener Griff, eine unterlassene
Handlung – ein einfaches und starkes Wort, das drei blas-
sere ersetzt.

Der Gebrauch von *Gernegroß* ist uns noch geläufig, aber
warum sollten wir nicht Lessings Rat folgen und durch
ein vorangestelltes *gerne* eine ähnliche Wirkung erzielen,
wie die Engländer durch das ebenfalls vorangestellte
wouldbe, „welches alsdann“, nach Lessing, „das eitle und
fruchtlose Bestreben ausdrückt“, so in *gerneklug*, *gerne-
gelehrt*, *gernefein* usw. Herder wieder verwendet des öfte-
ren ein vorangestelltes *mutter* zur Verstärkung: *mutter-
nackt* oder auch *mutterfadennackt*. Uns klingt das vielleicht
sonderbar, aber finden wir nicht „mutterseelenallein“ völ-
lig in Ordnung?

Abbangen, gleichfalls von Lessing empfohlen, ist auch
kein schlechtes Wort: es bedeutet „durch Bangemachen ab-

listen“. Wir kamen darauf, als wir bei der Arbeit einer Nachdichtung einen deutschen Ausdruck für das englische *to browbeat* suchten.

Bei Johannes Fischart finden wir das Verb *türkenzen* (eine Analogiebildung zu anderen Verben auf -zen: faulenzen, scharwenzen), „sich wie ein Türke benehmen“. Im 17. Jahrhundert verwenden protestantische Schriftsteller das Wort *papenzen*. Gottfried Wilhelm Leibniz verurteilt das *franz-* und *fremdenzen*, Johann Christoph Gottsched bezeichnet Anglizismen als *brittenzende Sprachschnitzer*, und Jean Paul spricht von *Griechenzenden*. Könnten wir diese Tradition nicht wieder aufnehmen und die – besonders in der westdeutschen Presse, aber auch in der westdeutschen Literatur – wuchernden Amerikanisierungstendenzen (das Überhandnehmen solcher Ausdrücke wie *trend, slogan, city, party, boss, job, teen-ager, test*, aber auch die Häufung von Amerikanismen wie *Die Schlagzeile fing sein Auge*, eine wörtliche Übersetzung von *The headline caught his eye*, und dergleichen mehr) mit *Amerikanzen* bezeichnen?

Wer einem boshaften Verhalten ein noch boshafteres gegenüberstellen möchte, wird sich vielleicht für das von den Brüdern Grimm empfohlene *bösgierig* entscheiden. Und wenn die Boshaftigkeit mit mürrischer Laune gepaart ist und beides seinen Grund in einem schlechten Magen hat, mag man mit Fug (und wieder mit den Grimms) von *bösmagiger* Veranlagung sprechen.

Vorläufig wird von uns nur im Sinne von „einstweilig“, „provisorisch“ gebraucht. Bei Marx finden wir es (in den „Enthüllungen zum Kölner Kommunistenprozeß“) auch in

der ursprünglichen Bedeutung: dort heißt *Vorläufiges* soviel wie „Vorgeschichte“.

Einen uneingeladenen, unvermutet kommenden Gast nannte man früher einen *Beigast*; einen Fang, den man nicht erwartet hatte, *Beifang*. Sind diese beiden Wörter heutzutage wirklich ganz unbrauchbar? Und wie steht es mit *wäldisch* (zum Wald gehörig), nicht zu verwechseln mit dem gebräuchlichen „waldig“ (bewaldet)? Oder mit *blitzlich* – schnell wie der Blitz?

Das Verlangen nach Abwechslung ließe sich, in zwei Stufen je nach seiner Intensität, durch *Wechsellust* oder *Wechselsucht* ausdrücken, zwei treffliche Wörter, wie uns scheint. Nicht minder anschaulich kommen uns vor: *scheinlich* (was einen guten Schein hat), *abdachig* (was allmählich abfällt), *weitaussichtig* (was in weite Ferne reicht oder erst in langer Zeit zu verwirklichen ist), *sträubig* (neben dem blässeren adverbialen „widerstrebend“), *der Klapp* (als Hauptwort zum Verb „klopfen“: *Ein Klapp an der Tür*, von Lessing notiert) und *bangsam*, „ein gutes Wort, das mehr in Gebrauch sein sollte“, wie Jacob Grimm bemerkt.

J. G. Radlof, ein Wortschatzgräber aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts, empfiehlt in seinen „Teutschkundlichen Forschungen und Erheiterungen für Gebildete“ (Berlin 1825, in der Vossischen Buchhandlung) das „wohl unverwerfliche Wort *die Hörsage*“, das – als Substantiv – den Inhalt des „vom Hörensagen“ Bekannten ausdrückt. Und in einer Polemik gegen „eine gelesene Zeitschrift“, die „den verstorbenen Lavater gar zweydeutig einen sehr vergeblichen Mann, das ist einen, der zum Vergeben sehr geneigt

gewesen“, nennt, schlägt er den Gebrauch von *vergeblich* vor, „welches Wort im Schatz der niederdeutschen Sprache noch vorkömmt, oder mit Zimmermann, *vergebsam* und namwörtlich *Vergebsamkeit*“.

Unsere Sprache leidet an einer Überfülle von Substantiven mit der Endsilbe -ung. Wie gut mag da, zur Vermeidung aufdringlicher Eintönigkeit, der Gebrauch der Heineschen *Störniss* anstelle der gewöhnlichen „Störung“ sein! Auch das handliche *tulich* (*das ist nicht so leicht tulich*, heißt es im „Salon“) ließe sich von Heine übernehmen, während bei Kleist vielleicht *beisern* (für heiser rufen oder sprechen) und das einprägsame *blindbin* zu erben wären. Und wer nicht immer „völlig“ oder „ganz“ anwenden will, der gebrauche gelegentlich *allermaßen* (das überdies auch noch „auf jede Weise“ und „in jeder Hinsicht“ zu vertreten vermag).

Unsere Liste ließe sich noch durch *allerlei und bunterlei* (eine Jean-Paulsche Wendung) Exempel verlängern, aber für diesmal mögen die bereits angeführten genügen, zumal nicht ein Rezept verschrieben oder eine Musterkollektion angeboten, sondern nur eine Anregung präsentiert werden soll. Wobei wir allerdings – wie einst Lessing – denjenigen von „unseren Rednern und Dichtern und Presseleuten, welche Ansehen genug hätten, die besten der veralteten Wörter wieder einzuführen“, sagen möchten, „daß sie der Sprache dadurch einen weit größeren Dienst tun würden, als durch die Prägung neuer Wörter, von welchen es ungewiß ist, ob ihr Stempel ihnen den rechten Lauf so bald geben möchte. Noch weniger brauchen wir sie zu erinnern, wie ein veraltetes Wort auch dem ekelsten Leser durch das,

was Horaz *callidam juncturam* (sinnreiche Verknüpfung) nennt, annehmlich zu machen ist.“

Man sagt, daß ein Buch dann seinen Sinn und Zweck erfüllt, wenn die Lektüre zu einem Zwiegespräch zwischen Autor und Leser, zu einer Begegnung ihrer beider Gedanken und Phantasie wird. Wie sehr gilt das erst von einem Buch wie diesem, das – obwohl an eine alte Tradition anknüpfend – doch in vielem ein Anfang ist. Deshalb sind dem Autor kritische und ergänzende Hinweise, die ihn bei der Weiterführung dieser Untersuchungen und Versuche unterstützen können, überaus willkommen; der hilfreiche Leser möge sie über den Verlag oder die Deutsche Akademie der Künste an den Autor gelangen lassen.

INHALT

Statt einer Vorrede	7
Bemerkungen über die Verrottung von Sprache und Stil .	9
„Ostdeutsch“ und „Westdeutsch“ oder Über die Gefahr der Sprachentfremdung	52
Schule der Sprache	74
Hohe Schule der Sprache	97
Nachdichtung – Praxis und Theorie	105
Sprache im Exil	114
Wortschatzgräberei	127

Rev. 1982

Institut für Deutsche Sprache
Mannheim



00003747

16336 v

